

Rezensionen

Peter Feldbauer, Gerald Hödl & Jean-Paul Lehnert (Hg.): *Rhythmen der Globalisierung. Expansion und Kontraktion zwischen dem 13. und 20. Jahrhundert*. Wien: Mandelbaum, 256 Seiten

Wie sich dies für Herausgeber gehört, haben sich auch die Initiatoren des vorliegenden Bandes darum bemüht, ihrem Thema eine Wendung zu geben, die über die Routine einer gegenwartsfixierten, letztlich modernisierungstheoretisch orientierten und eurozentrischen Betrachtung hinausgeht. Für dieses Problem haben sie eine Lösung und Darstellungsweisen gefunden, die diesen Band lesenswert machen. Zum einen gehen sie darauf aus, „jene Perioden“ zu analysieren, „in denen Öffnungen sich nicht weiter fortsetzten – oder gar in ihr Gegenteil umschlugen“ (9). Zum anderen haben sie neben historische Querschnitte, die sich an den Globalisierungsschüben und damit verknüpften Rückschlägen im 13./14. bis ins „lange“ 16. Jahrhundert, vom 17. bis zum Ende der ersten Hochphase der Industriellen Revolution Mitte des 19. Jahrhunderts, der Aufschwünge und Katastrophen während des darauf folgenden Jahrhunderts und schließlich an Entwicklungstendenzen seit 1980 orientieren, eine Serie thematischer Längsschnitte gesetzt, die durchaus unterschiedliche und teils eher überraschende Fragen behandeln wie Herrschaftsformen, die Rolle des Militärs, oder den Roman und endlich den „Welt“-Handel“ während des zeitlichen Kernbereichs seit dem 13. Jahrhundert.

Die von Peter Feldbauer und Gottfried Liedl als „archaische Globalisierung“

bezeichneten Perioden sind besonders bedeutsam, weil gerade ihre Betrachtung eine Dezentrierung des Prozesses und die Überwindung eurozentrischer Perspektiven erlaubt. Die Autoren gestehen zu, dass es frühere Formen der Globalisierung etwa zur Zeit des Imperium Romanum gegeben haben mag. Sie konzentrieren sich aber naheliegenderweise auf die Studien von Janet Abu-Lughod, die für das 13. und 14. Jahrhundert die Strukturen einer *Pax Mongolica* herausgearbeitet hat, die über die eurasische Landmasse hinweg („Seidenstraße“) sowie vermittelt über die Seewege des Indischen Ozeans und des Mittelmeeres acht *circuits* intensiven Austauschs miteinander verknüpft habe. Die Autoren verbinden den Hinweis auf Abu-Lughods Vernachlässigung der Prozesse im westlichen Mittelmeer einschließlich des Maghreb und im nordöstlichen Atlantikraum mit der These von der „Krisenresistenz des westlichsten der acht ‘Kreise’ des vormodernen Weltsystems, der *Euroméditerranée*“ (31) gegenüber den Rückschlägen in anderen Teilen des Systems. Damit ist der Blick neuerlich auf Europa zentriert, was aber auch der Schwerpunktverlagerung und den Folgen des radikalen Wandels entspricht, die im späten 15. Jahrhundert einsetzten und die „Frühneuzeit“ bzw. „Protoglobalisierung“ (37) des anderwärts als langes 16. Jahrhundert bezeichneten Zeitabschnittes einleiteten. Die Formen der damit verknüpften Expansion Westeuropas waren regional sehr unterschiedlich, wobei dem Verweis auf den Zusammenbruch „präkolumbianischer Hochkulturen“ und der länger andauernden Widerstandsfähigkeit der „großen Agrarbürokratien des Ostens“ im Großen und Ganzen zuzustimmen ist,

nicht aber der Annahme von den „relativ kleinräumigen Staatsgebilden Afrikas“ (37) – man denke allein an die Probleme der Portugiesen mit „Monomotapa“ im heutigen Zimbabwe. Vor allem aber wirkte das amerikanische Silber als Katalysator zur Schaffung einer letztlich auf Westeuropa zentrierten Weltwirtschaft, wie Feldbauer und Liedl abschließend mit dem Datum 1571 unterstreichen, als die direkte Schiffsroute zwischen Acapulco und Manila eingerichtet wurde – wobei sie freilich auslassen, dass dies in engstem Zusammenhang mit dem anhaltenden Edelmetallabfluss nach China stand.

Dietmar Rothermund behandelt die darauf folgende Periode „von der Krise des 17. Jahrhunderts zum Triumph der Industriellen Revolution“ Mitte des 19. Jahrhunderts (55) vor dem Hintergrund der dramatischen Klimaumschwünge der „Kleinen Eiszeit“, der Kriege und des demographischen Rückgangs, die in Europa zur Stärkung der zentralen Staatsmacht beitrugen. Dies war begleitet von der Prosperität Indiens und Chinas und einer „Dauerkrise“ Amerikas (69), während Afrika allein im Kontext des transatlantischen Sklavenhandels Erwähnung findet. Die unterschiedlichen Stränge verknüpfen sich dann enger miteinander durch zwei kriegereische Großereignisse: den „Siebenjährigen ‘Weltkrieg‘“ (1756–1763) (70) und die durch ihn teilweise ausgelösten großen Revolutionen in Nordamerika und Frankreich. Freilich betont Rothermund die bereits um 1700 bestehende internationale Arbeitsteilung bei der Baumwollproduktion, durch die Indien bereits damals „keine ‘externe’ Arena mehr (war)“ (77), während es etwa mehr als hundert Jahre später einer „Deindustrialisierung“ (81) unterlag – alles sicherlich Belege dafür, dass sich

keine linearen Verlaufsformen oder ein „einfache(s) Muster von Auf- und Abschwüngen“ finden lassen (82).

Wie *Gerd Hardach* zeigt, lässt sich der nächste, von 1850 bis 1950 reichende Zyklus anhand auf den ersten Blick recht disparater Merkmale rekonstruieren, die aber bei näherem Zusehen in engem Zusammenhang stehen: Migrationsbewegungen vor dem Hintergrund starken Bevölkerungswachstums, die Auseinandersetzungen um Freihandel, Schutzzoll und Goldstandard, der Nationalstaat, dessen Aufstieg zum einen im Kontext der rasanten Entwicklung des Kapitalismus erfolgte, dessen „Triumph“ (106) aber zum anderen in den Friedensverträgen nach dem Ersten Weltkrieg aktenkundig wurde. Hardach bringt die Friedenskonferenz von Versailles zugleich als Auslöser antikolonialer Bewegungen mit dem „Beginn der Dekolonisierung“ (110f) in Verbindung. Wie Hardach zeigt, war der Einschnitt des Weltkrieges weniger gravierend als jener der „Weltwirtschaftskrise“, die ab 1929 zum „Zerfall der Weltwirtschaft“ führte (111f) und deren Überwindung neben dem New Deal in den USA durch die Welle faschistischer Machtübernahmen in Europa und in gewisser Weise auch in Japan gekennzeichnet war. Der damit eingeleitete Zweite Weltkrieg schuf die Voraussetzungen für „eine umfassende Neuordnung der Welt“ (117) einschließlich verstärkter Dekolonisierung. Hierzu gehören selbstverständlich die internationalen Institutionen der UN und des Bretton-Woods-Systems ebenso wie die Anfänge der Blockkonfrontation.

Die folgende, von Eric Hobsbawm als „Goldenes Zeitalter des Kapitalismus“ bezeichnete Periode wird ausgespart, und *Christof Parnreiter* setzt gleich mit

der „Krise dieser Nachkriegsordnung“ ein (125), die er als Beginn der „Globalisierung“ im Sinne „eine(r) neue(n) Qualität von funktionaler Integration räumlich getrennter Einheiten“ (126) und eines „grundlegenden, über simple Expansions- und Kontraktionszyklen hinausgehenden Wandel(s)“ (148) versteht. Parnreiter illustriert dies mit der Zunahme von Kapital- und Warenströmen, insbesondere auch globaler Güterketten. Darüber hinaus arbeitet er die Tendenz zur „Trans- und Denationalisierung“ (138ff) auf der Ebene wirtschaftlicher und politischer Eliten, aber auch der Normsetzung heraus, die durch Denationalisierung effektiv privatisiert werde.

Im ersten der thematischen Längsschnitte vollzieht *Gerhard Hauck* eine überraschende und höchst kreative, ja subversive Wendung: Ausgehend von Talcott Parsons' klassischer Theorie der sozialen Evolution, die er als „eine Theorie der Globalisierung“, nämlich der Verallgemeinerung der von Parsons identifizierten evolutionären Universalien, liest (157), zeigt Hauck anhand der historisch und ethnologisch nachweisbaren Dynamik von Herrschaftsformen auf, dass wenigstens hier die solchen Vorstellungen zugrundeliegenden Annahmen über die „Unumkehrbarkeit der evolutionären Abfolge“ und damit auch die daraus folgende Unterstellung der Überlegenheit und einer expandierenden Kontrolle der vorgeblich „evolutionär fortgeschritteneren“ Formen“ mindestens „zu hinterfragen“ sind (158). Demnach ist „der Weg von der akephalen in die herrschaftlich verfasste Gesellschaft [keine] Einbahnstraße“ (162). Ebenso wenig trifft dies für die Herausbildung rationaler Bürokratien und endlich – wie die gesellschaftlichen

Katastrophen des 20. Jahrhunderts unterstreichen – für die parlamentarische Demokratie zu. Während letztere in „Hegemoniekrisen“ durch den „Ausnahmestaat“ zur Disposition gestellt wird (168), scheinen erstere funktional an eine weitgehend verallgemeinerte Geldwirtschaft gekoppelt zu sein. Die funktionalen Zusammenhänge, die Parsons auch im Auge hatte, werden so durch die Einwände gegen die Unterstellung eines unilinearen Fortschritts nicht negiert. Unter dem Gesichtspunkt des „Universalismus als evolutionärer Universalie“ (169) diskutiert Hauck dann im Anschluss an Habermas die Verallgemeinerung moralischer Prinzipien, vor allem der Freiheit der Person als Voraussetzung des Lohnverhältnisses. Auch sie erweist sich freilich angesichts der gewaltsamen (Vor-)Geschichte des Kapitalismus und des Kolonialismus als prekär, und ob mit Marx anzunehmen ist, die Universalisierung der Geldwirtschaft werde manifeste Gewalt gegenüber dem „stummen Zwang der Verhältnisse“ wirklich marginalisieren (175), muss gerade aufgrund der von Hauck selbst angeführten Belege für manifeste Gewalt und unfreie Arbeit, die den Aufstieg neuer kapitalistischer Mächte gegenwärtig begleitet, bezweifelt werden. Das schmälert aber nicht die Bedeutung des hier nachdrücklich geführten Nachweises der Brüchigkeit wie auch der Risiken unilinear evolutionistischer Vorstellungen – auch wenn am Ende „menschheitshistorisch“, d.h. statistisch oder auf der höchsten Allgemeinstufe die „von Parsons behauptete Richtung“ der Formenabfolge zutreffen mag (176) – wie andere unilineare gattungsgeschichtliche Entwürfe letztlich auch, man denke etwa an Hegel.

Einen ebenfalls gattungsgeschichtlichen Längsschnitt unternimmt *Thomas Kolnbergers* Skizze der als weitgehend bruchlos verstandenen Beschleunigungsprozesse, denen seit der ersten Nutzung von Pferden die – ihrerseits an die räumliche Expansion von Staatlichkeit gebundene – Kriegführung unterlag. Innovationen wurden dabei bereits von den vorderorientalischen Hochkulturen wie dem Neuen Reich in Ägypten bewusst „importiert“ (188), während es auf der gesamten eurasischen Landmasse und in der Folge auch in Afrika und Amerika zur „Globalisierung des Pferdes“ (190ff) kam, das für wichtige Kolonisationsprozesse entscheidende Bedeutung gewann. Analogien sieht Kolnberger bei der „Weltreise des Schießpulvers“ (194ff) und der Ausbreitung des Segelschiffes. Alle diese Technologien führten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, d.h. bis zum Anbruch der modernen Kriegstechnologie, zu Kontraktionen von Raum und Zeit, wodurch „die Welt begann, nachdem sie zuerst bevölkert und dann verknüpft worden war, technisch zu schrumpfen“ (202). Dies bildete die Voraussetzung, die „isomorphe Teilwelt“, für eine zyklische Prozesse überschreitende Expansion.

Die Globalisierung der literarischen Form des Romans trug, wie *Wiebke Sievers* betont, „gleichzeitig zur volkssprachlichen Aufspaltung der Literaturräume bei“ (207). Dabei kam es allerdings, wie sie weiter zeigt, zu einer immer noch anhaltenden Übersetzungstätigkeit, die hegemoniale Verhältnisse recht genau abbildet – ob etwa Ngugi wa Th’iongos Entscheidung, in Gĩkuyu zu schreiben (223), freilich Sievers’ These wirklich stützt, wenn er, wie sie nicht erwähnt, wie andere afrikanische

Autoren auch seine Texte gleich selbst ins Englische übersetzt, mag bezweifelt werden. Bedauerlich erscheint dem literaturwissenschaftlichen Laien, dass hier Romanformen oder Stoffe gegenüber dem quantitativen Überblick deutlich zurücktreten.

Dem konventionellen Kern des Gesamthemas näher liegt *Andreas Exenbergers* Überblick über den „Welt-Handel seit 1204“ (227ff), d.h. seit Beginn der Vormachtstellung Venedigs, womit aber keineswegs die Konstituierung eines Welthandels gemeint ist, der schon weit länger bestanden hatte. Auch sieht Exenberger die oft behauptete zentrale Rolle Europas als Ergebnis einer Rückwärts-Projektion, deren Evidenz sich aus einer eher zufälligen Konstellation ergab, die zumindest vorübergehend die Suprematie des „Westens“ begründete. In seinem Hauptteil zeichnet Exenberger das relativ bekannte Bild einer Expansion, die durch Brüche immer wieder zurückgeworfen wurde: durch die Pest im 14./15. Jahrhundert, die Krise des 17. Jahrhunderts mit dem Niederländischen Unabhängigkeitskrieg, die Napoleonischen Kriege und endlich die „Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ (245f), die beiden Weltkriege und die Weltwirtschaftskrise ab 1929. Ob die aktuelle Krise einen „fünfte(n) Bruch“ (246ff) bezeichnet, lässt der Autor offen. Besonders verdienstvoll erscheinen mir die von Exenberger abschließend formulierten weiter zu klärenden Fragen, die sich nicht nur auf die höchst unsicheren Perspektiven des 21. Jahrhunderts beziehen, sondern etwa auch auf die für eine Dezentrierung des Gesamtbildes so entscheidende gründlichere Untersuchung des Geschehens rund um den Indischen Ozean, über lange Zeiträume die

zumindest hypothetische Zentralregion des gesamten Geschehens. Unbeantwortet bleibt freilich auch die durch die Graphik zu Beginn (229) eher implizit gestellte Frage nach dem Gegensatz einer recht kontinuierlichen Aufwärtsentwicklung der Weltproduktion bis zu einem ca. 1973 einsetzenden Abfall und den viel heftigeren Ausschlägen des Welthandels.

Insgesamt kann der gut redigierte Band gerade auch da Anregungen liefern, wo er solche Fragen offen lässt. Deren Klärung ist ein langfristiges, nur kollektiv zu meisterndes Großunternehmen, zu dem im vorliegenden Buch das wohl Wichtigste beigetragen wurde: kritische Perspektiven.

Reinhart Kößler

Ashis Nandy: *Der Intimfeind. Verlust und Wiederaneignung der Persönlichkeit im Kolonialismus*. Mit einer Einleitung zur Rezeption von M.K. Gandhis libertärem Anti-Kolonialismus. Nettersheim: Graswurzelrevolution 2008, 248 Seiten

Der Autor ist vermutlich den Wenigsten hierzulande ein Begriff. Er, indischer Sozialpsychologe und ehemaliger Direktor des Centre for the Study of Developing Societies in Delhi, gilt als Mitbegründer des Postkolonialismus und wurde vor einigen Jahren zu einem der 100 wichtigsten Intellektuellen gekürt, was jenseits der Fragwürdigkeit solcher Listen doch zumindest seinen Bekanntheitsgrad verdeutlicht. Nun liegt, dank der Übersetzung von Lou Marin und der Veröffentlichung im Verlag Graswurzelrevolution, eines seiner wichtigsten Werke auch in deutscher Sprache vor – mit 25-jähriger Verspätung allerdings. Es beinhaltet zwei

Aufsätze – über die „Psychologie des Kolonialismus“ und das „nicht-kolonisierte Bewusstsein“ – ein Vorwort, ausführliche Anmerkungen, ein hilfreiches Glossar erklärungsbedürftiger Begriffe v.a. aus der indischen Mythologie sowie aus der Psychologie, und eine 56-seitige Einleitung des Übersetzers zur Gandhi-Rezeption. In letzterer wird versucht, „Gandhis Anti-Kolonialismus als Vorläufer der 68-Strömungen“ (11) zu reklamieren: als anarchistische, gewaltfreie und anti-patriarchale Kritik an der Moderne (inwiefern das zusammenpasst, sei dahingestellt). Nicht nur in dieser allgemeinen Grundhaltung, auch in der spezifischen Stoßrichtung verortet Marin Parallelen zwischen Gandhi und Nandy: beide kritisierten, dass weite Teile der anti-kolonialen Bewegungen bzw. post-kolonialen Gesellschaften noch von kolonialen Denkmustern geprägt seien. Als Kontrastfolie zu Gandhis Anti-Kolonialismus wird v.a. auf den gewaltsamen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Algerien und die von der FLN begangenen Massaker eingegangen, aber auch auf die hindu-nationalistische und militaristische BJP in Indien.

Diese wie andere „Gegenspieler“ des Westens – so Nandy im Vorwort – bewegen sich „trotz ihrer Verbalradikalität keinesfalls außerhalb des dominanten universalistischen Modells“ (69) und reproduzieren eine Weltsicht, die „von der absoluten Überlegenheit des Menschen über nicht-menschliche Lebensweisen, des Maskulinen über das Feminine, des Erwachsenen über das Kind... des Modernen und des Progressiven über das Traditionelle und das Wilde überzeugt ist“ (64). Diese Weltsicht und die mit ihr verbundene Ausübung von Herrschaft sei aber nicht nur

aus ethischen Gründen abzulehnen, sondern auch weil sie notwendigerweise (die Rechtfertigung der Herrschaft impliziert blinde Flecken) ein geringeres Erkenntnisvermögen mit sich bringe (70).

Im ersten Aufsatz „Die Psychologie des Kolonialismus. Geschlecht, Alter und Ideologie in Britisch-Indien“ analysiert der Autor erstens die „Homologie von sexueller und politischer Herrschaft“ (80) und die Herabsetzung femininer Persönlichkeitsanteile im kolonialen Bewusstsein und auch in anti-kolonialen indischen Bewegungen, die eine „Rückbesinnung“ auf angeblich traditionelle Werte der Kriegerkaste und auf eine als von femininen Anteilen freie und Androgynität pathologisierende Männlichkeit als Weg des Befreiungskampfes einschlugen. Nandy konzipiert dies als „Identifikation mit dem Aggressor“ und als Neukonstruktion einer historischen Identität. Zweitens untersucht er die „Homologie der kindlichen Entwicklungsphase mit dem Kolonisierten-Status“ (86), wobei er darauf hinweist, dass diese Rechtfertigung kolonialer Herrschaft durch eine Ideologie der Entwicklung oder des Fortschritts nur an bestimmte abendländische Theorietraditionen anknüpfen konnte, aber lange Zeit auch unter GegnerInnen des Kolonialismus konsensfähig war. Der Kolonialismus griff das moderne Konzept der Kindheit auf und übertrug die Doktrin der Erziehung auf neuerdings als „rückständig“ begriffene außereuropäische Kulturen.

Das Wirken dieser Ideologie und die „Reorganisierung der indischen Kultur“ (92) als Reaktion auf diese kolonialen Kategorien illustriert Nandy anhand einiger AutorInnen, die sich der Neuinterpretation klassischer Epen oder religiöser Texte oder allgemein der

Kulturkritik widmeten (Madhusudan Dutt, Rammohan Roy, Bankimchandra Chatterjee, Swami Dayanand Saraswati, Swami Vivekananda und Iswarchandra Vidyasagar). Er thematisiert aber auch die seiner Ansicht nach noch schwerwiegenden „langfristigen kulturellen Schäden, die der Kolonialismus in der britischen Gesellschaft verursachte“ (105), und zwar in Form der (tendenziellen, sollte man hinzufügen) Entwertung von Nachdenklichkeit, Intuition und Nächstenliebe zugunsten weniger humaner Eigenschaften, der Vortäuschung kultureller Homogenität und Omnipotenz und der Verklärung von Herrschaft als (oft religiöse) Pflichterfüllung. Auch diese Auswirkungen werden durch die Untersuchung von einigen SchriftstellerInnen und ihren unterschiedlichen Reaktionen auf die koloniale Erfahrung dargelegt (Rudyard Kipling, George Orwell, Oscar Wilde und Charles Freer Andrews – ein Freund Gandhis). Daran anknüpfend schildert Nandy die seiner Meinung nach „kreativste Reaktion“: „Es war das koloniale Indien, das noch etwas von seiner androgynen Weltsicht und Lebensweise bewahrt hatte und in der Gestalt Gandhis schließlich einen transkulturellen Protest gegen die super-maskuline Weltsicht des Kolonialismus hervorbrachte“ (121f). Positiv fällt auf, dass Gandhi nicht als „authentische Stimme des Volkes“, sondern als ebenfalls von einer westlichen Alternativkultur geprägter („transkultureller“) Denker dargestellt wird. Negativ anzumerken ist hier die pathetische Personifizierung Indiens und die beinahe schon kultische Überhöhung eines Menschen als Manifestation eines anti-kolonialen Widerstands. Das ihm von Nandy attestierte Verdienst, dabei einen von Aggressivität freien und mit

Femininität vereinbaren Widerstand praktiziert zu haben, bleibt unbestritten.

Der zweite Aufsatz, „Das nichtkolonisierte Bewusstsein: Ein post-kolonialer Blick auf Indien und den Westen“, beschäftigt sich zunächst einmal erneut mit den Formen des kolonisierten Bewusstseins, und zwar wiederum und diesmal ausführlicher am Beispiel der Lebenswege von Rudyard Kipling und Sri Aurobindo Ghose, die im Kontext des britischen Kolonialismus in Indien beide Länder und Kulturen kennen lernten und anfangs unter den der kolonialen Herrschaft entsprechenden Werten und Praktiken (auch im Umgang mit Kindern) sehr litten. Aber: „Kipling war, kulturell gesehen, ein Kind Indiens, das zum Verfechter der moralischen und politischen Überlegenheit des Westens wurde. Aurobindo war, kulturell gesehen, ein Kind Europas, das hingegen ein Verehrer der spirituellen Vormachtstellung Indiens gegenüber dem Westen wurde. Kipling musste sein Indischsein verleugnen, um sein Konzept des wahren Europäers zu verwirklichen; Aurobindo musste sich sein Indischsein aneignen, um ein authentischer Inder zu werden.“ (161) Nandy analysiert beide als „Ergebnis der Psychopathologie des Kolonialismus“ (ebd.), gesteht Aurobindos verquerem Spiritualismus (er wollte mittels Yoga-Praktiken den Zweiten Weltkrieg beeinflussen) allerdings ein höheres Maß an Universalismus zu, da er den Westen nicht von der Gnade Gottes ausschloss und die Partei der Briten gegen den deutschen und japanischen Militarismus ergriff. Kiplings Propagierung der Überlegenheit der weißen Rasse dürfte durch sein vielzitiertes Gedicht von der „Bürde des Weißen Mannes“ hinlänglich bekannt sein. Dass er indisch aussah, seine

früheren Kindheitsjahre in Indien und unter InderInnen als idyllisch und seine späteren in einem britischen Internat aufgrund von Schikanen und Übergriffen als furchtbar erlebt hat, ist weniger bekannt. Nandy identifiziert in Kiplings Biographie eine „Wendung gegen die eigene Persönlichkeit“ „bis an den Rand der Selbsterstörung“ (146). Im kolonisierten Bewusstsein war kein Platz für ambivalente Identitäten, es gab nur den Westen oder den Nicht-Westen. Aufbauend auf diesen psychologischen Studien kommt Nandy zu dem Schluss, dass im Hinblick auf das 20. Jahrhundert „in jeder Situation organisierter Unterdrückung die wahren Antonyme immer sind: der Teil, der andere Teile ausschließt, gegen das integrierte Ganze – also nicht Maskulinität gegen Femininität, sondern alle beide gegen Androgynität...nicht der Unterdrücker gegen die Unterdrückten, sondern alle beide gegen die Rationalität, die sie zu Mit-Opfern macht“ (173) – sowohl im Lichte poststrukturalistischer Theorien (Derrida, Butler) als auch der Geschichte emanzipativer Bewegungen eine bemerkenswerte These. Wieder führt der Autor Gandhi ins Feld, der (Spivak vorwegnehmend, die forderte, Privilegien als Verlust wahrzunehmen zu lernen) die koloniale Herrschaft nicht als Zeichen von Überlegenheit, sondern als Unglück auch für den Westen charakterisierte.

Auch wenn Nandy bisweilen etwas pauschal über „die InderInnen“ oder gar über die „Einzigartigkeit der indischen Kultur“ (180) schreibt, so sind seine sozialpsychologischen Thesen zum Kolonialismus meistens nicht nur interessant, sondern sogar überzeugend. Und auch wenn seine kritische (nicht prinzipiell ablehnende) Sichtweise auf technologischen Fortschritt und Säkularismus Vielen

sicher suspekt ist, kann er jedoch einen wichtigen Beitrag zur Formulierung eines alternativen, Erkenntnis und Ethik nicht getrennt betrachtenden Universalismus in den gegenwärtigen sozialen Bewegungen leisten. Ob er dort viele LeserInnen findet, ist ungewiss. Sowohl dem Autor und dem Übersetzer als auch dem Verlag wäre es zu wünschen – auch im Hinblick auf eine mögliche Übersetzung weiterer, stärker soziologisch geprägter Schriften von Nandy (*Traditions, Tyranny and Utopias* sowie v.a. das von ihm herausgegebene *Science, Hegemony and Violence*).

Aram Ziai

Ilan Kapoor: *The Postcolonial Politics of Development*. Oxon: Routledge 2008, 183 Seiten

Kolonialismus ist ein gegenwärtiges Problem, auch wenn es nur noch wenige faktisch kolonisierte Gebiete gibt. Dies ist eine der Grundannahmen der *Postcolonial Studies*. So gehen entsprechende Forschungen beispielsweise den Auswirkungen des Kolonialismus (als historischer Phase) auf Ökonomie, Politik und Kultur in den heutigen Gesellschaften in Süd und Nord nach. Die von antikolonialen Bewegungen und poststrukturalistischer sowie marxistischer Theorie beeinflussten Debatten um Postkolonialismus fanden in den 1980er und 1990er Jahren vornehmlich in der Literatur- und Geschichtswissenschaft statt. In letzter Zeit gibt es vermehrt Versuche, die Potenziale postkolonialer Herangehensweisen für andere akademische und gesellschaftliche Bereiche auszuloten. Ilan Kapoor, der an der *Faculty of Environmental Studies* der kanadischen *York University* lehrt und für mehrere Organisationen der internationalen Entwicklungspolitik tätig

war, behandelt im vorliegenden Buch zentrale Fragen von Entwicklung und Entwicklungspolitik und wendet sich damit einem grundsätzlich zukunftsgerichteten Politikfeld zu, in dem selten Fragen des kolonialen Erbes diskutiert werden. Es ist der erste Band der neuen Routledge-Reihe „Postcolonial Politics“. Er enthält in acht Kapiteln eine Zusammenstellung von fünf bereits erschienenen und drei neu verfassten Aufsätzen.

Im ersten Kapitel bringt Kapoor die oftmals in der Versenkung verschwundenen Arbeiten der Dependenz-Schule in Dialog mit den postkolonialen Studien von Edward Said, Gayatri Chakravorty Spivak und Homi Bhabha. Er zeigt sowohl Gemeinsamkeiten und Unterschiede als auch die Stärken und Schwächen beider Theoriestränge auf. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, postkoloniale Theorie könne die Dependenz-Schule dahingehend modifizieren, dass letztere der Instabilität von Machtverhältnissen (und damit der Möglichkeit, innerhalb unterdrückender Diskurse und Strukturen zu handeln) und der Problematik eurozentrischer und teleologischer Repräsentation des globalen Südens mehr Bedeutung zumisst. Postkoloniale Studien hingegen müssen nach Kapoor die zentrale Rolle kapitalistischer Globalisierung und die faktische Existenz materieller Bedürfnisse im globalen Süden ernster nehmen.

Zentrale entwicklungspolitische Paradigmen der letzten Jahrzehnte sind das Thema des zweiten Kapitels. Der Autor untersucht sie daraufhin, wie sie Hierarchien produzieren und institutionelle Macht ausweiten. In den beiden folgenden Kapiteln zeigt Kapoor, wie akademische und entwicklungspolitische Eliten sich in ihrer Arbeit dadurch

der Komplizenschaft mit hegemonialen Interessen schuldig machen, dass sie vorgeben, altruistische und wohlwollende Motive zu haben (49f). Mit Spivak plädiert er dabei in Kapitel drei für eine „hyper-self-reflexivity“ der im globalen Süden Forschenden und Intervenieierenden – nicht im Sinne einer Nabelschau, sondern „um den Weg frei zu machen für eine ethische Beziehung mit dem Anderen“ (57). Dabei weist Kapoor jedoch daraufhin, dass es nicht offensichtlich sei, wie dieses mühsame dialogische Unterfangen auf makropolitische Zusammenhänge übertragen werden könne (58). Das vierte Kapitel bringt eine Kritik von entwicklungspolitischen Partizipations-Ansätzen. Die Ambivalenzen der Vergabe von Entwicklungshilfegeldern sowie deren Bedeutung für die Konstruktion von Herrschaftsbeziehungen zwischen Süden und Norden betrachtet er in Kapitel fünf.

Im Anschluss (Kapitel sechs) stellt Kapoor Jürgen Habermas' und Chantal Mouffes demokratietheoretische Positionen gegenüber und überprüft deren Relevanz für Politik *im* globalen Süden. Er kommt zu dem Ergebnis, sie ergänzten sich in dem Sinne, dass in Mouffes „agonistischem Pluralismus“ unterschiedliche Forderungen koexistieren könnten und somit Differenz respektiert werde, während in Habermas' „deliberativer Demokratie“ kommunikative Mechanismen bereit gestellt würden, mit denen der Wert und die Legitimität differierender Aussagen bestimmt werden könnten. Eine postkoloniale Perspektive zeige aber auf, dass in beiden Ansätzen die Permanenz asymmetrischer Machtbeziehungen zwischen Eliten und Marginalisierten und dem Norden und Süden unterschätzt werde, in denen die

Subalternen nur gehört werden könnten, wenn auf der mächtigen Seite Bereitschaft dafür bestehe.

Der Frage, wie innerhalb von anscheinend übermächtigen Diskursen und politisch-ökonomischen Strukturen Handlungsfähigkeit (*agency*) von Marginalisierten möglich ist, widmet sich der Autor in den beiden abschließenden Kapiteln. Homi Bhabha zeige auf, dass koloniale und postkoloniale Herrschaft fragmentiert und unsicher seien, so dass Marginalisierte immer Einfluss ausüben könnten – jedoch nicht als autonome Subjekte, sondern immer im Rahmen hegemonialer Strukturen. Im abschließenden Kapitel „Bend it like Bhabha“ biegt Kapoor an Bhabhas Ideen herum: Aus der Möglichkeit von spontaner, unbewusster subversiver „Hybridität“ (dem Offenlegen der Unstetigkeit und Unvollkommenheit kolonialer Macht) und von „Drittem Raum“ (einer kreativen, nicht greifbaren Positionierung Marginalisierter im Feld kolonialer Macht, die kleine Spielräume ausnutzt und widersprüchliche Stoßrichtungen hegemonialer Macht gegeneinander ausspielt) werden so strategische Handlungsoptionen, in denen AkteurInnen im Wissen um deren Wirkmächtigkeit bewusst Hybridisierungsstrategien zum Erreichen ihrer Ziele einsetzen können. Diese Strategien illustriert Kapoor u.a. an den spektakulären Aktivitäten ökologisch-sozialer Bewegungen in Indien. Das Problem an dieser bewussten Nutzung von Hybridisierungsstrategien ist in seinen Augen, dass ihr Ausgang immer ungewiss ist und auch nicht-emanzipatorische Kräfte auf sie zurückgreifen können (144).

Mit seinem Buch verdeutlicht der Verfasser, wie konsequent vermeintlich

altruistische Politik auf ihre Motivationen und ihre Verstrickung in Aufrechterhaltung von Privilegien und Herrschaft hinterfragt werden muss. Gleichzeitig kann er die Stärken und Schwächen literaturwissenschaftlich geprägter postkolonialer Theorie herausarbeiten, indem er sie mit Politik konfrontiert: Sie ist einerseits mit ihrem Fokus auf Fragen von Repräsentation, In- und Exklusion und Handlungsfähigkeit höchst machtsensibel und herrschaftskritisch; andererseits sind ihre Handlungsvorschläge schwer auf die Makroebene nationaler und transnationaler Politik zu übertragen. Kapoor nutzt die Erkenntnis dieser Vorteile und Defizite, indem er es immer wieder unternimmt, praktische Verbesserungsmöglichkeiten aufzuzeigen, um im gleichen Atemzug die eigene Motivation und Verwicklung in Herrschaftszusammenhängen zu beleuchten. Wie Michel Foucault ist er nicht der Ansicht, dass alles schlecht, sondern vielmehr, dass alles gefährlich sei – was nicht zu Passivität, sondern vielmehr zu einem pessimistischen Aktivismus führen müsse (72f).

Einigen Beiträgen merkt man an, dass sie nicht ursprünglich für das Buch geschrieben, sondern lediglich in diesem zusammengefasst wurden. So ist auch kein roter Faden zu identifizieren: Kapoor verbleibt bei einer Auslotung der Potenziale postkolonialer Perspektiven auf Entwicklungspolitik. Zwar gelingt es ihm, materielle und diskursive Herrschaftsdimensionen von Süd-Nord-Beziehungen und Entwicklungspolitik zusammenzudenken, er kann dies aber nicht tiefergehend ausführen und muss es bei einem Appell für die Integration dieser Aspekte belassen. Dafür liefert dieses Buch aber eine Fülle von Anregungen für zukünftige

empirische Arbeiten, die spezifische Bereiche der Entwicklungspolitik mithilfe einer postkolonialen Perspektive analysieren. Zuletzt sei noch angemerkt, dass Kapoors sprachliche Versiertheit das Lesen des Buches zu einer Freude machen, auch weil er es zuweilen etwas derber mag: „They [die sozialen Bewegungen, DB] show power to be, literally and figuratively, a bastard.“ (139)

Daniel Bendix

Gerard McCann & Stephen McCloskey (Hg.): *From the Local to the Global. Key Issues in Development Studies*. 2. Aufl., London & New York (NY): Pluto 2009, 308 Seiten

Um es vorwegzunehmen: Die vorliegende, großenteils von in Nordirland und der Republik Irland ansässigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bestrittene Publikation bietet insgesamt nützliche Einführungstexte zu einem breiten Spektrum von Fragen, die gemeinhin mit „Entwicklungsforschung“ in Verbindung gebracht werden. Die Neuauflage des 2003 zuerst erschienenen Bandes ist gründlich aktualisiert. Alle 15 Artikel sind mit übersichtlichen Literaturhinweisen und Verweisen auf relevante Websites ausgestattet. Neben Standardthemen wie dem aktuell dargestellten „System“ der „Hilfe“ (Joanne McGarry), dem Welthandel und seiner fragwürdigen Rolle als „Hilfe“ für Entwicklung (Denis O’Hearn), der – freilich auf dem Stand vor 2008/09 dargestellten – Verschuldungskrise (Nessa Ni Chassaide), dem Klimawandel (M. Satish Kumar), Gender und Entwicklung (Maeve Taylor) oder den *Millennium Development Goals* (Chrispin R. Matenga) werden auch

einige neue oder in diesem Kontext überraschende Fragestellungen aufgenommen. Dies gilt für die Messung von *Human Development*, wozu *Andy Storey* ausführlich Instrumente und Ansätze darstellt, um zu der nicht neuen, aber desto wichtigeren Schlussfolgerung zu kommen, dass Zahlen nur in ihrem Kontext zählen. Der Zahlenfetischismus aber ist vor allem in der Ökonomie hegemonial, wie Robert Chambers in von Storey zitierten Versen resümiert (38):

Economists have come to feel
What can't be measured isn't real
The truth is always an amount
Count numbers, only numbers count.

Eindeutig auf neueste Tendenzen bezogen ist die Einschätzung des *International Criminal Court* (ICC) von *Paul Hainsworth*. Dabei werden sowohl die widersprüchlichen Erfahrungen mit den Krisen in Darfur oder der Demokratischen Republik Kongo resümiert als auch die ebenso widersprüchlichen Folgen des 11. September 2001 berücksichtigt, insbesondere vor dem Hintergrund der Gegnerschaft vor allem der Bush-Administration gegen den ICC. Hainsworth sieht diesen dennoch in der Linie einer mit den Nürnberger Prozessen eingeleiteten Herausbildung eines internationalen Regimes zur Wahrung der Menschenrechte und „effektiver Verfolgung verübter Verbrechen“, wie es der südafrikanische Anti-Apartheidsaktivist und Jurist Albie Sachs formuliert (62). Zu Recht widmet *Gerard McCann* den *Economic Partnership Agreements* (EPA) einen eigenen Beitrag, die er in die Kontinuität der Abkommen von Yaoundé, Lomé und Cotonou stellt. Dabei geht es nicht allein um das Handelsregime, sondern auch um den Rückgang der

effektiven „Hilfs“-Transfers im Verhältnis zum BIP und die innere Dynamik der EU, die in ihrer Politik gegenüber den Ex-Kolonien zum Ausdruck kommt. Nicht berücksichtigt bleibt dabei der folgenreiche regionale Zuschnitt der EPAs, der bestehende Kooperationsbeziehungen zwischen afrikanischen Staaten effektiv konterkariert. Zu nennen ist auch *Madeleine Leonards* differenzierte Auseinandersetzung mit Kinderarbeit, die nicht allein die bekannte Problematik des Zwangs zum Erwerb und manchmal auch des Wunsches berücksichtigt, dieser möge unter einigermaßen menschlichen Bedingungen erfolgen, sondern zugleich zeigt, wie wenig wirksam die Kampagnen für fairen Handel oder entsprechende Siegel oft sind, wenn es darum geht, diese Bedingungen wirklich herzustellen und zu kontrollieren.

Die Lektüre der Beiträge hinterlässt zwei bestenfalls offene Fragekomplexe. Zum einen wird ständig von „Entwicklung“ geredet, ohne dass klar würde, was genau damit gemeint ist, außer dass es besser werden möge und dies vor allem im globalen Süden. Anders ist die Verknüpfung von Klimawandel und „Entwicklung“ schwerlich zu verstehen, wenn es vor allem um die Folgen für Inselstaaten oder afrikanische Länder geht. Allenfalls lässt sich durch den Verweis auf „Ausichten für Wirtschaftswachstum und ... Folgen für Einkommen und Gesundheit“ (125) die Bedeutung von „Entwicklung“ ungefähr errahnen. Zum anderen verweist Chassaide völlig zu Recht auf die Notwendigkeit globalen Handelns und auch entsprechender Anstrengungen im Bereich von Erziehung und Bildung. Nur wäre dann mindestens zu reflektieren, wie die nach wie vor regionale Fixierung der „Entwicklungs“-Thematik mit dieser

globalen Perspektive zu vermitteln ist. *Stephen McCloskey* nimmt dies auf, wenn er seinen Überblick über „Entwicklungs-Erziehung als Mittel sozialen Wandels“ mit einem Plädoyer für „Erziehung zu nachhaltiger Entwicklung“ abschließt (260ff). Die Förderung „aktiven staatsbürgerlichen Handelns“ (263) ist gewiss eine konsequente Schlussfolgerung aus einer Problembeschreibung, die nicht zuletzt auch auf die zunehmende globale Ungleichheit verweist. Gerade die Klimaproblematik sollte aber Anstoß sein, über die Kooperation zwischen nach wie vor gegeneinander schroff abgegrenzten Umwelt- und „Entwicklungs“-Aktivitäten hinaus über diese Einteilung selbst nachzudenken.

Problematisch ist zweitens die Tendenz, auf der Suche nach Ansätzen für eine alternative Politik einmal mehr alles das für solche Perspektiven zu vereinnehmen, was auch nur im entferntesten der als Neoliberalismus chiffrierten hegemonialen Tendenz zuwiderläuft. Dies gilt noch in geringerem Maß, wenn *Ronaldo Munck* der Hoffnung Ausdruck verleiht, Lateinamerika möge nun in ähnlicher Weise eine Vorreiterrolle für die Überwindung des Neoliberalismus übernehmen, wie es durch den Pinochet-Putsch zum Experimentierfeld bei der Einleitung dieser Wende geworden war. Immerhin konzentriert Munck seine Darstellung auf basisorientierte Bewegungen, z.B. die Zapatisten, auf partizipative Budgets in einigen Städten oder auf zunehmende Bewegungen von Indigenas, die alle traditionellen Politikformen in Frage stellen. Die spannende und problematische Frage, wie diese letzteren derzeit etwa in Bolivien oder Ecuador mit der Auseinandersetzung um die Staatsmacht verknüpft sind, spart Munck

aus. Noch stärker kommt der Drang, sich an selbst scheinbare Alternativen zu klammern, zum Ausdruck, wenn *Gerard McCann* seinen Abschluss-Artikel über neoliberale Strategien mit der Perspektive auf „Alternativen und zunehmenden Widerstand gegen westliche Hegemonie“ ausklingen lässt. Dabei subsumiert er unter die „sozialdemokratische Alternative“ so unterschiedlich orientierte Ansätze wie „Venezuela, Bolivien, Brasilien, Ecuador und Chile“ und verbucht als Quelle „anderen Widerstandes“ ferner „verschiedene islamische Staaten, die festgestellt haben, dass neoliberale Wirtschaftspraxis völlig unvereinbar ist mit den theologischen *mores* ihrer ökonomischen Tradition“ (288). Auf den Ort dieser Utopie wäre ich neugierig.

Reinhart Kößler

Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Manuela Boatcă & Sérgio Costa (Hg.): *Decolonizing European Sociology. Transdisciplinary Approaches*. Farnham: Ashgate 2010, 284 Seiten.

Die Soziologie als akademische Disziplin war und ist ein Produkt der (europäischen) Moderne. Diese Annahme sowie die darauf aufbauende Tradition der Gesellschaftsanalyse zur Disposition zu stellen, ist das Anliegen des vorliegenden Sammelbandes. Damit liefert der Band einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung mit kolonialen Kontinuitäten innerhalb der westlichen (Sozial-)Wissenschaften. Denn obgleich postkoloniale Kritik auf zentrale soziologische Konzepte – allen voran auf das der Moderne – zielt, lässt eine umfassende Antwort im Sinne einer *postkolonialen Soziologie* bisher auf

sich warten. Auf diese Leerstelle möchte der Band mit einer Sammlung kritischer Essays aufmerksam machen und Gedankenanstöße geben, wie ein „decolonial turn“ (1) in der europäischen Soziologie aussehen könnte – und zwar aus einer *transdisziplinären*, aber *europäischen* Perspektive. Die „Mainstream“-Soziologie soll von ihren disziplinären Rändern her kritisch beleuchtet werden, doch der Ausgangspunkt dieser Kritik bleibt Europa – verstanden als Zentrum, das es von innen heraus zu *de*-zentrieren gilt. Zu Wort kommen daher ausschließlich Autor_innen, die im europäischen Wissenschaftsbetrieb verortet sind oder aber über Europa schreiben.

Der Band umfasst fünfzehn Beiträge, die in fünf Kapitel gegliedert sind. Während das erste („Unsettling Foundations“) die epistemologischen Grundlagen einer „Sociology after Postcolonialism“ (33) im Allgemeinen diskutiert, nimmt das zweite („Pluralizing Modernity“) das Konzept der Moderne – verstanden als zu dekonstruierender identitärer Kern der europäischen Soziologie – in den Blick. Anschließend zeigt der Teil „Questioning Politics of Difference“ die Grenzen neuerer soziologischer Ansätze des „Multikulturalismus“ auf, identitäre Aushandlungsprozesse adäquat zu fassen. Unter dem Titel „Border-Thinking“ beleuchtet das vierte Kapitel die Kontinuität kolonialer Denkstrukturen, die sich in einem alltäglichen Rassismus gegenüber den „Anderen“ innerhalb Europas zeigen. Schließlich richten die Autor_innen im letzten Kapitel („Looking South“) ihren Blick auf die globale Peripherie und analysieren dabei die machtvtrickte Kontingenz geographischer Kategorien – außerhalb *und* innerhalb Europas.

Unter dem Titel „Postcolonial Sociology: A Research Agenda“ skizzieren *Manuela Boatcă* und *Sérgio Costa* zunächst die Eckpunkte der intendierten Dekonstruktion der europäischen Soziologie, die zugleich den Rahmen des Sammelbandes abstecken. Ihre zentrale These ist, eine postkoloniale Analyse bedeute nicht das Ende der Soziologie, sondern beide Perspektiven seien miteinander vereinbar. Das Ziel einer postkolonialen Soziologie ist für die Autorin und den Autor jedoch nicht, einem weiteren Paradigmenwechsel das Wort zu reden, sondern vor allem eine genealogische Analyse des „colonial turn“ (14), welcher untrennbar mit der Institutionalisierung der Soziologie als Disziplin verknüpft und bis heute wirkmächtig sei. Diese Schlussfolgerung basiert auf einem Forschungsüberblick zu aktuellen soziologischen Ansätzen der Makro-, Meso- und Mikroebene. *Gurminder K. Bhambra* führt die kritische Diskussion neuerer makrosoziologischer Ansätze fort. Sie behauptet, das Modernitätsparadigma werde im Rahmen von Konzepten der „multiple modernities“ (vgl. 37f) oder des „global cosmopolitanism“ (vgl. 38f) nicht überwunden, sondern – wenn auch ungewollt – sogar reproduziert. Daher spricht sie sich für einen „provincialized cosmopolitanism“ aus, der unterschiedliche lokale Perspektiven *auf* Kosmopolitismus dialogisch verknüpfen kann.

Einen „unbequemen“ und daher umso wichtigeren Aspekt greift *Encarnación Gutiérrez Rodríguez* in ihrem Beitrag „Decolonizing Postcolonial Rhetoric“ auf. Sie fragt darin nach der (Un-)Möglichkeit einer postkolonialen Soziologie innerhalb der bestehenden akademischen (Macht-)Strukturen und warnt vor der „Geiselnahme“ des kritischen Potenzials

postkolonialer Ansätze durch den institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb. Der Beitrag schließt mit der Forderung nach einer stärkeren Repräsentation bislang marginalisierter Gruppen an europäischen Universitäten und nach einem Dialog zwischen institutionalisierter und nicht-institutionalisierter Wissenspraxis.

Der Erkenntnisgewinn eines Sammelbandes zeigt sich vor allem dann, wenn Beiträge nicht unverbunden nebeneinander stehen, sondern sich (kritisch) aufeinander beziehen bzw. beziehen lassen. Dies trifft beispielsweise für die Essays von *Göran Therborn* („Different Roads to Modernity and Their Consequences: A Sketch“) und *Jan Nederveen Pieterse* („New Modernities: What’s New?“) zu. Letzterer wirft *Therborn* indirekt vor, mit seinem Konzept nur einer „*modernity plus local franchises*“ (86) das Wort zu reden, anstatt das Konzept der Moderne grundlegend zu hinterfragen. *Kien Nghi Ha* und *Sandra Gil Araújo* sind dagegen nicht über eine Kontroverse miteinander verbunden. Ihre Beiträge zur Integrationspolitik in Deutschland („Integration as Colonial Pedagogy of Postcolonial Immigrants and People of Colour: A German Case Study“) und in Spanien („The Coloniality of Power and Ethnic Affinity in Migration Policy“) lassen sich vielmehr komplementär lesen. Während *Ha* die gewaltförmige Dimension verpflichtender Sprach- und Einbürgerungskurse herausarbeitet, deckt *Gil Araújo* die rassistischen und eurozentrischen Denkstrukturen hinter derartigen Programmen auf.

Der Band zeichnet sich insbesondere dadurch aus, mit Beiträgen unter anderem aus dem Bereich der „Islamic studies“ (*Nilüfer Göle*: „European Self-Presentations and Narratives Challenged

by Islam: Secular Modernity in Question“), der „Beauty Studies“ (*Shirley Anne Tate*: „Not all the Women Want to be White: Decolonizing Beauty Studies“) oder auch der kritischen Geographie bzw. Regionalwissenschaften (*Heriberto Cairo*: „Critical Geopolitics and the Decolonization of Area Studies“) die disziplinäre Peripherie der Soziologie einzubeziehen. Die ausschließliche Konzentration auf Europa mag bei einigen Leser_innen Enttäuschung hervorrufen. Dennoch beweist das Buch sein kritisches Potenzial, indem es in verschiedenen Beiträgen die Vorstellung von Europa als homogener Einheit dekonstruiert und damit auf die Instrumentalisierung Osteuropas sowie des Balkans im Kontext des kolonialen Projektes aufmerksam macht. Deutlich wird allerdings auch, wie hoch die Hürden auf dem Weg zu einer postkolonialen Soziologie sind. Dies betrifft vor allem das zentrale Anliegen, hegemoniale Strukturen innerhalb der europäischen Wissenschaften aufzubrechen und Autor_innen außerhalb des akademischen „Establishments“ zu Wort kommen zu lassen. Mutige Schritte in diese Richtung lassen bislang noch auf sich warten – auch der vorliegende Sammelband bietet hier keine Ausnahme.

Verena Namberger

Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft: Feministische Postkoloniale Theorie. Gender und (De-)Kolonialisierungsprozesse, Bd. 18, Nr. 2. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich 2009, 206 Seiten

Dass postkoloniale Studien inzwischen auch im deutschsprachigen Raum in der (kritischen) sozialwissenschaftlichen

Debatte ankommen, macht eine ganze Reihe jüngerer Veröffentlichungen deutlich. Dazu gehört auch die Ausgabe 2/2009 der *Femina Politica*. Der von *María do Mar Castro Varela* und *Nikita Dhawan* herausgegebene Heftschwerpunkt stellt feministisch-postkoloniale Debatten ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Deren Produktivität zeigt sich nicht zuletzt in der Breite des Themenspektrums, welches die im Heft versammelten Artikel abdecken.

Eine Reihe von Beiträgen stellt unter Beweis, dass Selbstreflexivität und die Fähigkeit, komplexe Probleme im Schnittfeld von Wissenschaft und Politik kritisch und zugleich produktiv zu thematisieren, zu den Markenzeichen postkolonial-feministischer Ansätze gehören. So diskutieren die Herausgeberinnen in der Einleitung Probleme, die sich auftun, wenn das Projekt einer „Provinzialisierung Europas“ in die intellektuelle Praxis überführt werden soll. *Elisabeth Fink* und *Uta Ruppert* wenden sich in ihrem Artikel „[p]ostkoloniale[n] Differenzen über transnationale Feminismen“ zu. Dazu stellen sie die Position Chandra T. Mohantys derjenigen Gayatri C. Spivaks gegenüber: Während erstere für auf „reflexiver Solidarität“ basierende transnationale Bündnisse von Feministinnen plädiert, ist letztere skeptisch gegenüber dieser Möglichkeit. Diese Skepsis durchzieht auch *Spivaks* eigenen Beitrag, eine Übersetzung eines 1996 erstveröffentlichten Textes, in dem sie selbstkritisch argumentiert, dass Frauen aus Diasporen in der Ersten Welt prinzipiell nicht auf der Seite von „Frauen des Südens“ stehen könnten. Vielmehr fordert Spivak privilegierte westliche Intellektuelle vor allem dazu auf, ihre Specher_innenposition, sowie

ihre Rolle in transnationalen Interdependenzen kritisch zu reflektieren.

Jeanette Ehrmann beschäftigt sich mit postkolonial-feministischen Kritiken der Konzeption der Menschenrechte. Sie sucht nach einem neuen Ansatz, welcher verhindert, dass das Menschenrechtsparadigma in ein eurozentrisches und neokoloniales Instrument der Beherrschung umschlägt. In Auseinandersetzung mit den Kritiken von Martha Nussbaum und Spivak schlägt sie daher vor, Menschenrechte als „reisende Ideen“ zu betrachten, die in ihrer kritischen Funktion im postkolonialen Kontext mit einer Verantwortungsethik „vernäht“ werden müssen. In ihrem zweiten Artikel wendet sich *Nikita Dhawan* dem Zusammenhang von Dekolonisierung und Demokratisierung zu und plädiert, wiederum mit engem Bezug auf Spivak, für den Gebrauch der Aufklärung „von unten“, um diese über die Grenzen Europas hinaus zu befördern.

Andere Beiträge zeigen in verschiedener Weise auf, wie von feministisch-postkolonialen Ansätzen angeleitete Analysen den Postulaten von historisch-spezifischer Analyse, Kontextsensibilität und Bewusstsein für die Widersprüche postkolonialer Machtstrukturen gerecht werden können. So entkräften sie zugleich – wieder einmal – das sich hartnäckig haltende Vorurteil, postkoloniale Theorie habe zur sozialwissenschaftlichen Analyse polit-ökonomischer Strukturen von Macht und Ungleichheit wenig beizutragen. *Deniz Kandiyoti* diskutiert am Beispiel Afghanistan, inwiefern Errungenschaften wie *Gender Mainstreaming* in Kontexten bewahrt werden können, in denen „Entwicklung“ als Instrument globaler Sicherheitspolitik fungiert. Sie kommt zu dem

ernüchternden Ergebnis, dass derartige Mechanismen hier kaum Einfluss auf politische Bereiche nehmen können, von denen die Ermächtigung von Frauen tatsächlich abhängt.

Shalini Randeria widmet sich auf Grundlage empirischer Forschungen im indischen Bundesstaat Gujarat den Problemen, die mit der transnationalen Zirkulation von Umweltnormen verbunden sind. Dabei kontrastiert sie die totalisierende und technokratische Perspektive der „ungebundenen Experten“ in internationalen Institutionen und NROen mit dem lokal „verwurzelten Kosmopolitismus“ von Aktivist_innen, die die Überlegenheit der Wissenssysteme lokaler Gemeinschaften für ihre jeweiligen Kontexte betonen.

Claudia Brunner und *Daniela Hrzán* thematisieren Praktiken der Beschneidung weiblicher Genitalien und Selbstmordattentäterinnen als „Wissensobjekte“, welche Geberpolitiken und Terrorismusbekämpfung legitimieren. Anschließend unternehmen *Rirhandu Mageza-Barthel* und *Beatrix Schwarzer* eine postkolonial-feministische Analyse der jüngeren rassistischen Ausschreitungen in südafrikanischen *townships* und konstatieren das „Ende der Regenbogennation“.

Insgesamt trägt das Heft somit dazu bei, wie Brunner und Hrzán formulieren, „feministische postkoloniale (Politik-) Wissenschaft in ihren Stärken – u.a. Relationalität, Hegemonie- und Imperialismuskritik, Selbstreflexivität und die Verbindung von epistemologischen, theoretischen und methodologischen Fragestellungen – zu konkretisieren und weiterzuentwickeln“ (96).

Gelegentlich wäre allerdings der ein oder andere Blick über den

„postkolonial-feministischen Tellerrand“ hinaus wünschenswert gewesen. Es ist das besondere Verdienst zahlreicher Beiträge, dass sie das hohe Niveau an Reflexivität verdeutlichen, welches postkolonial-feministische Debatten hinsichtlich wissenschaftstheoretischer, wissenssoziologischer und intellektuell-politischer Problematiken erreichen. Obwohl deren Bedeutung ganz klar auch über dezidiert feministische Wissenschaft (und politische Bewegungen) hinausreicht, bleibt es zumeist dem/der Leser_in selbst überlassen, die entsprechenden Verbindungen herzustellen. Zwar ist die *Femina Politica* ausdrücklich eine „Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft“ – dass es aber stets ein Anliegen und eine besondere Stärke feministischer Theoriebildung war, auch im *Mainstream* kritisch zu wirken, kommt im Heft als Ganzes etwas zu kurz.

Auf theoretischer Ebene ist zudem kritisch zu bemerken, dass einige Texte sich weitgehend in der Affirmation vor allem Spivak'scher Überlegungen erschöpfen. Freilich gilt Spivak nicht von ungefähr als *die* Referenztheoretikerin des postkolonialen Feminismus; die Reflexivität, die sie gegenüber ihren eigenen Arbeiten an den Tag legt, ist beispielhaft. Dies sollte allerdings nicht ersetzen, die fundierten Analysen und aufschlussreichen Debatten, mit denen das Heft aufwartet, auch in kritisch-konstruktive Beiträge zur feministisch-postkolonialen Theoriebildung zu übersetzen. Nichtsdestoweniger, handelt es sich bei der besprochenen Schwerpunktausgabe um einen überaus wichtigen und gelungenen Beitrag zur Diskussion und Etablierung postkolonialer Studien im deutschsprachigen Raum.

Matthias Ebenau

Christine Löw: *Frauen aus der Dritten Welt und Erkenntniskritik? Die postkolonialen Untersuchtungen von Gayatri C. Spivak zu Globalisierung und Theorieproduktion*. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer 2009, 320 Seiten

Postkoloniale Studien sind im Trend. In der feministischen Forschung spielen sie schon seit geraumer Zeit eine wichtige Rolle – längst bevor sie in den Sozialwissenschaften insgesamt prominent wurden. Autorinnen wie Chandra Mohanty, bell hooks und Gayatri Spivak kritisierten den westlichen Feminismus für seine eurozentrischen Grundannahmen. Die postkoloniale feministische Theorie fordert, neben „race, class, gender“ sollten auch Imperialismus und Kolonialismus zentrale Kategorien kritischer gesellschaftswissenschaftlicher Analyse sein.

Aus dieser Perspektive richtet die Kasseler Sozialwissenschaftlerin Christine Löw in ihrer Dissertation den Blick auf die „Länder des Südens mit ihren spezifischen Themen, als da wären u.a. eine nachteilige strukturelle Position im Weltmarkt, [...] des Weiteren Dominanz der Entwicklungs-ideologie, Bevormundung des Staates durch Weltbank und IWF, Elitenherrschaft sowie ökologische Probleme“ (S. 12). Damit erweitert sie das Blickfeld: Bisherige postkolonial-feministische Arbeiten im deutschsprachigen Raum befassten sich vor allem mit Ethnizität, Staatsbürgerschaft und Migration.

Sie bezieht sich vor allem auf Indien mit dem Ziel, sichtbar zu machen, „welche universell geltenden Annahmen einem Großteil der kritischen Theorien aus dem Westen zugrunde liegen“ (S. 14). So möchte sie aufzeigen, wie

sich kritische Analysen gegenwärtiger Globalisierungs- und Rekolonialisierungsprozesse mit dem Ansatz Spivaks erweitern lassen.

Löws Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Imperialismus und Kolonialismus nicht nur ökonomisch und politisch fortwirken, sondern auch in der Wissens- und Erkenntnisproduktion. Auch kritische Ansätze wie Feminismus und Marxismus gingen von eurozentrischen Prämissen aus. In zwei Schritten legt die Autorin dar, wie diese mit Spivak aufgebrochen werden können. Zuerst stellt sie zentrale Aspekte von Spivaks theoretischer Perspektive vor: die postkoloniale Kritik an den Grundannahmen des westlichen Feminismus und die Dekonstruktion im Anschluss an Jacques Derrida. Anschließend entwickelt sie anhand von vier Themenfeldern eine postkolonial-feministische Perspektive auf Subalternität und westliche Theorieproduktion.

Das erste Thema ist Repräsentation. Diese steht in dem Spannungsfeld zwischen dem Anspruch, nicht für andere zu sprechen, und der offensichtlichen Unmöglichkeit, diesen Anspruch umzusetzen. Löw entwickelt die Problematik anhand der Arbeiten von Gilles Deleuze und Michel Foucault und verdeutlicht es an Spivaks prominentem Beispiel der Witwenverbrennung: Im kolonialen Indien waren Frauen im Diskurs zwischen der männlichen Hindu-Elite und dem kolonialen Patriarchat gefangen. Der Schlüssel liege darin, dass Spivak „in ihren Analysen die potenziell problematischen Konsequenzen eines Sprechens für Andere offen[legt]“ (S. 156). Die Auseinandersetzung mit Karl Marx bildet den zweiten thematischen Schwerpunkt. Eine materialistische Perspektive sei notwendig, um die Ausbeutung von

Frauen in der Dritten Welt zu verstehen, argumentiert die Autorin. An dritter Stelle greift sie Spivaks Überlegungen zur illegitimen Aneignung von indigenem Wissen und von Natur in ländlichen Gebieten des Südens auf – ein zentraler Aspekt der globalisierungskritischen Debatte, der etwa mit Biopiraterie oder dem Abkommen über handelsbezogene Aspekte geistigen Eigentums (TRIPS) verbunden ist. Zuletzt behandelt sie viertens den Menschenrechtsdiskurs. Hier stellt sie die Frage in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen, „welche Länder als potentielle Agenten von Menschenrechtsverletzungen und welche als Hüter von Menschenrechten imaginiert werden“ (S. 28). Allen vier Themenfeldern sei gemeinsam, dass sie in Spivaks Werk eine relevante Rolle einnehmen und die Subalterne im Mittelpunkt stünde. Abschließend diskutiert Löw, wie feministische, marxistische und dekonstruktivistische Theorieansätze reformuliert werden können, so dass sie die Kritik an Kolonialismus und Imperialismus angemessen integrieren und nicht länger den Westen ins Zentrum der Forschung über Globalität und Globalisierung stellen. Dafür böten Spivaks Arbeiten maßgebliche Denkanstöße.

Löws Buch ist keine Einführung in die Werke Spivaks oder in die feministisch-postkoloniale Theorie, sondern bietet eine theoretisch-komplexe Auseinandersetzung mit den Grundlagen von Spivaks Ansatz. Es macht deutlich, dass auch theoretische Ansätze, die sich explizit vom Mainstream abgrenzen, oftmals geschlechterblind sind. Dabei zeigt es nicht nur Leerstellen in den diskutierten Perspektiven auf, sondern auch, wie die Lebenswelten von Frauen im globalen Süden in kritische

gesellschaftswissenschaftliche Ansätze integriert werden können. Löw legt dar, wie über Frauen aus der Dritten Welt geforscht und in globalisierungskritischen Debatten gesprochen wird. Dabei formuliert sie ihre Kritik an bürgerlichen Modellen von Geschlechtergerechtigkeit sehr dezidiert und berührt damit eine Leerstelle sowohl in der entwicklungs- als auch in der geschlechterpolitischen Diskussion. Ihr Verdienst besteht darin, eine postkolonial-feministische und eine kapitalismuskritische Perspektive konsequent zusammenzudenken. Damit gelingt es ihr klarzustellen, dass die gängigen Modelle von Gender-Entwicklungspolitik (etwa die Vergabe von Mikrokrediten an Frauen) keine „Lösungen“ darstellen, sondern Geschlechtergerechtigkeit nur durch grundlegende Veränderungen im global-ökonomischen System erreicht werden kann.

Bettina Engels

Jean-François Bayart: *Les Études postcoloniales. Un carnaval académique*. Paris: Karthala 2010, 126 Seiten

Zwar wurden erst in den letzten Jahren einige der postkolonialen „Theorie-Klassiker“ ins Französische übersetzt – eine zentrale Bedingung, um in der akademischen Debatte in Frankreich wahrgenommen zu werden. Der Bedarf an Polemik scheint hingegen groß zu sein: Zwei Jahre nachdem der Pariser Anthropologe Jean-Loup Amselle den postkolonialen Studien seinen voluminösen, mit zahlreichen biographischen Ausführungen versehenen Band *L'occident décroché. Enquête sur les postcolonialismes* entgegengestellt hatte, zieht der auf Afrika spezialisierte Politologe

Jean-François Bayart mit einer schmalen Streitschrift nach. In der apodiktischen Bilanz unterscheidet sich das Manifest allerdings kaum von Amselles Urteil: Bei den postkolonialen Studien, wie vielfältig sie auch immer sein mögen, handele es sich um einen akademischen Karneval, der wissenschaftlich nichts zu bieten habe, was verschiedene französische Einzeldisziplinen nicht weit besser könnten. Was die postkolonialen Studien an Epistemologiekritik anwendeten, sei letztlich in den fruchtbaren 1960-70er Jahren der französischen Theorieentwicklung erdacht worden (23). Bayart führt den Erfolg, den die postkolonialen Studien in Frankreich seiner Auffassung nach verzeichnen, auf ihre Denunziationshaltung zurück (18). Diese bestehe darin, den französischen Provinzialismus und Konservatismus sowie den stillen Schulterschluss mit dem rassistischen Imaginären, das der Republik als wesentlich unterstellt werde, zu geißeln. Dabei begingen die postkolonialen Studien aber „ihren Gewohnheiten entsprechend“ den Fehler, „ein Frankreich zu behaupten, das nur in ihrer Vorstellung existiert, und in Hinblick auf welches es angebracht wäre, die Heterogenität und Konflikte in Erinnerung zu rufen, die es durchziehen“ (18). Die Universität werde zu einem monolithischen Gebilde erklärt und dem Vorwurf ausgesetzt, die kolonialen Kontinuitäten auszuklammern oder sich zu weigern, das neue „globale Pidgin“ (19) zu sprechen. Auf diese Weise trügen die frankophonen VertreterInnen der postkolonialen Studien zum Bild eines international marginalisierten Frankreichs bei, „das sich weiterhin in seine ‘kulturelle Ausnahme’-Erzählung verhülle“ (38). Letztlich handele es sich um eine „akademische Nischenstrategie“

(37), die von ihren französischen „Epigonen“ in der Form einer sehr „franko-französischen Kritik“ an der Republik in Anschlag gebracht werde (39).

In einem mit „Wir haben unser Schuldigkeit getan“ überschriebenen Kapitel erklärt Bayart, die französische Forschung habe gute Gründe, die postkolonialen Studien zu ignorieren: Zwar gesteht er ein, dass Nicolas Sarkozys karikaturale Rede in Dakar im Juli 2007 – in dieser bediente sich der Staatspräsident eines umfangreichen Arsenal rassistischer Argumentationen des 19. Jahrhunderts: Er richtete sich an die „afrikanische Jugend“ und erklärte, das Problem des Kontinents sei, nicht „genügend in die Geschichte eingetreten zu sein“ – der These der in die Gegenwart reichenden kolonialen Kontinuitäten Recht zu geben scheine (25), relativiert dies aber sofort, indem er darauf hinweist, dass zahlreiche WissenschaftlerInnen seit vielen Jahren unbeachtet von der breiten Öffentlichkeit, die Kolonialgeschichte erforschten. Frankreich verfüge über eine Reihe „postkolonialer Klassiker“ von Césaire bis Sartre (22); auch Glissant und Chamoiseau würden weiterhin gelesen, zahlreiche afrikanische Romanautoren seien in großen Verlagen erschienen (29), und die Elitehochschulen in Paris lüden die VertreterInnen der postkolonialen Theorie seit Jahrzehnten zu Vorträgen ein. Rhetorisch interessant wird Bayarts Ehrenrettung der französischen Universität, als er mahnt, man müsse sehr wohl auf die Warnrufe eines Achille Mbembe hören, nach denen Frankreich sich „wegen seines kulturellen Inseldaseins und des Narzissmus“ seiner Eliten von den neuen Wegen des globalen Denkens abgeschnitten habe“ (35): Anstatt aber

nach den Möglichkeiten zu fragen, diese geistige Insularität aufzubrechen, die – wie er selbst anführt – überall im Ausland konstatiert werde, führt Bayart sie auf Gründe zurück, für die die Wissenschaft nicht verantwortlich sei: das Scheitern der afrikanischen Universitäten in französischer Sprache nach den Strukturanpassungsprogrammen, die Stellenpolitik im öffentlichen Sektor Frankreichs, die die Rekrutierung jeglichen akademischen Nachwuchses verhindere, die Schwächung des Verlags *Présence Africaine*, die auf eine schlechte Verwaltung zurückzuführen sei, die Visapolitik der Europäischen Union, die akademischen Austausch mit Afrika effektiv verhindere, usw. (35-37).

Nach dem Befund, dass Frankreich keinerlei Bedarf an postkolonialen Studien habe, kommt Bayart zur Kritik der Theorien selbst. Mit einem deutlichen Fokus auf die Geschichtswissenschaft macht er zwei methodische Hauptfehler aus: die Enthistorisierung des Kolonialen und die Enthistorisierung der Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten zum Kolonialismus (45). Grundsätzlich hält er die Theorien für einen Rückschritt, da sie sich vom Kulturalismus der 1980-90er Jahre nicht befreit hätten und die Akteure in „Identitäten einschließen und die postkoloniale Situation verdinglichten“ (44). In Frankreich trügen sie dazu bei, die soziale und politische Frage der *Banlieues* zu ethnisieren, und ausschließlich im Licht des Rassismus darzustellen, was ebenso Produkt des „Klassenkampfs“ oder des „Klassismus“ sei. Nicht der abstrakte Gegensatz zwischen Kolonialem und Postkolonialem sei interessant, sondern entscheidend sei die Frage nach dem Übergang von

einer Form der Geschichtlichkeit in die nächste (60).

Wenngleich der Autor mit der Gefahr der Enthistorisierung gesellschaftlicher Entwicklungen und der möglichen Beförderung von Identitätspolitiken einen neuralgischen Punkt trifft, gelingt es ihm nicht, überzeugend darzulegen, dass seine Anschuldigungen auf die kritisierten AutorInnen auch zutreffen. In Dipesh Chakrabartys *Provincializing Europe* erkennt er nur eine statische Gegenüberstellung reifizierter Akteure, die gefangen im *Agency*-Konzept Edward P. Thompsons die Identitätskategorien und den Nationalismus, in dem die Akteure immer negativ auf den Kolonialismus verwiesen blieben, *ad infinitum* reproduzieren. Ebenso wenig nimmt er eine historische Methode in Arjun Appadurais *Modernity at large* wahr; Gayatri Spivaks Kritik der indischen Eliten erwähnt er erst gar nicht. Da er *Cultural Studies* für zwangsläufig kulturalistisch hält, entgeht ihm, dass diese ihre oft mikropolitischen Zugänge, welche soziale Praxen und gesellschaftliche Bedeutungsproduktion in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen, nicht nur den *Rational-Choice*-Theorien entgegensetzen, sondern auch über institutionen- und strukturreduktionistische Ansätze hinausweisen.

Bayart entlässt die Leserin mit einer *Road-Map* für künftige Studien, die er anstelle der postkolonialen Theorien vorschlägt: Das Kapitel durchziehen Aufzählungen der Qualitäten aller möglichen Disziplinen der Sozialwissenschaften: Dabei weist er wiederholt auf Max Weber hin, ohne dessen Modernisierungsbegriff zu problematisieren, der Weber in einem klaren Gegensatz zu den meisten postkolonialen Theorieansätzen stellt.

Nach der Lektüre hinterlässt der Band den Eindruck, gegen imaginierte Windmühlen zu kämpfen: Bayart zeichnet eine Karikatur der postkolonialen Studien, um diese dann mit einem Arsenal an sozialwissenschaftlichen Ansätzen des 20. Jahrhunderts zu konfrontieren. Bezeichnend daran ist die Abwehrhaltung: Er fährt ein über 100 Seiten umfassendes Pamphlet auf, um die postkolonialen Theorien der Überflüssigkeit zu bezichtigen und dem Vorwurf der nationalen Scheuklappen zu widersprechen. Dabei interessiert er sich nicht für eine Ergänzung der in Frankreich vorherrschenden Klassensoziologie durch die Frage des Rassismus, sieht in den Untersuchungen des Republikanismus auf seine Unfähigkeit, bestimmte Ungleichheiten zu beschreiben, eine unzulässige Politisierung der Wissenschaft und weigert sich anzuerkennen, dass es gerade AutorInnen wie die der Vereinigung ACHAC (Association pour la Connaissance de l'Histoire de l'Afrique Contemporaine) waren, die in den vergangenen Jahren die Konflikte der französischen Gegenwart in Hinblick auf ihre koloniale Geschichte und die Kontinuitäten in den Diskriminationen untersucht haben (<http://www.achac.com/>) – nicht zufällig haben zahlreiche dieser AutorInnen keine Stellen an französischen Universitäten. Bayart hingegen vertritt gerade jene franko-französische „so-wie-wir-es-schon-immer-gemacht-haben-ist-es-am-besten“-Haltung, von der frei zu sein er vorgibt, und stützt sich dabei auf einen wohlbekannten Antiamerikanismus, in dem er die postkolonialen Studien als „Avatare des Atlantismus“ (34) charakterisiert. Er vergisst zu erwähnen, dass einer von deren theoretischen Pfeilern, die französische poststrukturalistische Philosophie, in den

letzten 20 Jahren an den französischen Universitäten einen schweren Stand hatte und daher, wie François Cusset in seiner Publikation *French Theory. Foucault, Derrida, Deleuze et Cie et les mutations de la vie intellectuelle aux Etats-Unis* akribisch nachgezeichnet hat, den Umweg über die USA nehmen musste, um in Frankreich zur Geltung zu kommen.

Lotte Arndt

Gerulf Augustin: *Gruß aus Deutsch-Südwest, Ansichtskarten erzählen – Ein Bild-Lesebuch*. Halle: Projekte-Verlag Cornelius 2009, 118 Seiten

Dieser Band präsentiert die Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte in Namibia auf eine andere Weise als mittlerweile zahlreiche andere Publikationen. Der Autor lässt zeitgenössische Postkarten sprechen; er hat aus seinem Fundus von 300 Ansichtskarten 150 ausgewählt, die in der Zeit von 1899 bis 1914 fotografiert, gedruckt und geschrieben wurden. Diese Dokumente der Zeitgeschichte ergänzt er durch Auszüge von Reiseberichten, Büchern und Schriften aus dieser Epoche, um dem Leser ein möglichst umfangreiches Bild des herrschenden Zeitgeistes zu vermitteln.

Gleichzeitig erläutert er die Geschichte der Post- und Ansichtskarte und ihre Rolle in der Kommunikation aus den Kolonien mit dem Mutterland: von der „Correspondence-Karte“ zur „Bildpostkarte“. Die Motive der Ansichtskarten zeichnen die Entwicklung der Kolonie wider – alles natürlich nur aus Sicht und vor dem Hintergrund der Werteordnung der Kolonialherren – und zeigen, wie die Einwanderer die „Fremden“ wahrnahmen. Waren

es zunächst Landschaftsaufnahmen, die verkauft wurden, so kamen später auch Fotografien der kolonialen Errungenschaften – wie Eisenbahnbau und Infrastruktur sowie Verwaltungs- und Schulbauten – hinzu. Auch das Leben der Schutztruppler und das der „Eingeborenen“ wurden für die Übermittlung von Grüßen im Bild festgehalten. Insbesondere die Ablichtungen der „Eingeborenen“ machen die Einstellungen der europäischen Einwanderer und ihre Wahrnehmungen deutlich. Die Art und Weise dieser Fotos mit ihren Aufschriften geben nicht zuletzt Zeugnis des damaligen *state of the art* in den Kolonialwissenschaften, wie zu dieser Zeit das heutige Fach Ethnologie vielsagend genannt wurde. Fotos und Titel dazu sind teilweise an Peinlichkeit kaum zu überbieten.

Die Präsentation der 150 Ansichtskarten ist thematisch nach den Bereichen gegliedert, wie sie in etwa der Entwicklung der Berichterstattung aus Afrika entspricht. Die Ansichtskarten erzählen der Reihe nach zunächst von den allg. Grüßen, danach „Neger – Kaffer – Kanaken“, Tiere und Pflanzen, Kolonisten, Landschaften und Städte, Wirtschaft, Landwirtschaft, Jugenderinnerungen sowie Widerstand – Krieg – Völkermord. Dabei handelt es sich z.B. bei Landschaften nicht um bloße Aufnahmen der neuartigen Gegend, sondern auch um Darstellungen von Infrastrukturanlagen – wie Häfen, Straßen, Eisenbahnen usw. – also von kolonialen Meisterleistungen. Im Kapitel Widerstand, Krieg und Völkermord erzählen die Karten folgerichtig nicht vom Verbrechen der Deutschen an den Hereros und den anderen Gräueltaten, sondern stellen die heldenhafte Kriegsberichterstattung

des Kaiserreiches in den Vordergrund. Zu guter Letzt rundet der Autor die Postkartenparade mit drei Ausblicken ab: 30 Jahr danach, 100 Jahre danach sowie 100 Jahre danach in Deutschland.

Zur historischen Einordnung ergänzt er die Postkartengalerie durch eine Zeittafel. Bildnachweise und Literaturangaben beinhalten auch die zeitgenössischen Posttarife.

Der Platz auf Postkarten reicht bekanntermaßen nicht aus für ausführliche Berichte aus den Kolonien, um die Errungenschaften und Leistungen der deutschen Verwaltung und der Schutztruppe – und die eigenen – gebührend zu preisen. Deshalb kommt der Message, die durch die Kartenmotive überbracht wird, eine besondere Bedeutung zu. Sie ist nicht immer als eine reine Ergänzung zur knappen Grußbotschaft an die Lieben zu Hause zu verstehen. Teilweise verbreiten die Darstellungen auf den Fotos unbewusst die damals herrschende Werteordnung und untermauern sie damit kräftig. Die Postkarten sind deshalb weit mehr als ein Kommunikationsmittel, um Grüße in die Heimat zu schicken. Neben den Erfolgsmeldungen der tapferen Eroberer hatten auch die Motive durch ihre Botschaft eine politische Funktion. Die Auswahl und die Vermarktung der Fotos waren nicht zufällig, sondern sie wurden von der Kolonialverwaltung gefördert.

Die Darstellung der Postkarten in diesem Band besticht durch die brillante Druckqualität, die insofern überrascht, weil es sich um historische Aufnahmen aus einer Zeit handelt, in der die Fotografie noch in den Kinderschuhen steckte. Der Informationsgehalt und die Lesefreundlichkeit werden dadurch gesteigert, dass alle Bildunterschriften

und die handschriftlichen Texte neben den Postkarten abgedruckt sind. Dort, wo nach Einschätzung des Autors der Postkartengruß nicht als Information der Situation oder Zusammenhänge ausreichte, ergänzte er die Passage mit entsprechenden Ausschnitten aus anderen zeitgenössischen Quellen, vor allem Reiseberichten oder Tagebüchern von Schutztrupplern.

Er beabsichtigt mit dieser Publikation keine Analyse der deutschen Kolonialgeschichte in Namibia. Die Form der Präsentation und die ergänzenden Texte sollen bewusst „nur“ dokumentieren. Aber sie sollen auch zum weiteren kritischen Nachdenken und zu einer eigenen Analyse über die deutsche Vergangenheit in Namibia anregen. Durch die Form der Präsentation ist dies zweifellos gelungen. Vor allem das abschließende Kapitel zum Rückblick weist deutlich in diese Richtung. Die andere Art, die ansprechende Aufmachung, die interessanten Bilder und nicht zuletzt die gute Reproduktionsqualität regen zur Lektüre und inhaltlichen Auseinandersetzung an.

Theo Mutter

André du Pisani, Reinhart Kößler, William A. Lindeke (Hg.): *The long aftermath of War – Reconciliation and Transition in Namibia*. Freiburg i.Br.: Arnold Bergstrasser Institut 2010, 338 Seiten

Der erste Band einer geplanten Reihe im Rahmen des Forschungsprojekts „Reconciliation and Social Conflict in the Aftermath of Large Scale Violence in Southern Africa: the Cases of Angola and Namibia“ widmet sich dem Verlauf der Versöhnungspolitiken und Transitionsprozesse in Namibia zwanzig Jahre nach

der Unabhängigkeit. In drei Sektionen unterteilt, untersuchen die Beiträge Diskurse und Hindernisse der nationalen Versöhnung, soziale Prozesse und Konflikte auf kommunaler Ebene sowie die Fortwirkungen von Kolonialismus und Apartheid in Erinnerungspraktiken und Auseinandersetzungen um Gerechtigkeit für die Opfer historischer Gewalt.

Die Spanne reicht von teils recht technischen Untersuchungen – wie der Auswertung statistischer Daten zur Entwicklung der Einstellung zu Demokratie (Heribert Weiland) bzw. der Transformationen der Bildungs- und Verteidigungspolitik (William A. Lindeke) – über einen Beitrag zur Rolle der Kirche im Versöhnungsdiskurs, der auf einer relativ dünnen Literaturgrundlage basierend zwischen historischer Rekonstruktion und theologischer Normativität changiert (Gerhard Töttemeyer), bis zur weit theoretisch ausholenden Diskursanalyse, in der André du Pisani kritisch die Strategie der Regierungspartei und ehemaligen Befreiungsbewegung SWAPO nachzeichnet: Diese setze ihre eigene Geschichte im antikolonialen Kampf mit der nationalen Einheit gleich; in der postkolonialen Ära bediene sie sich weiterhin einer antikolonialen Rhetorik, die „epistemologisch definiert und vom kolonialen Diskurs determiniert“ (35) bleibe.

Volker Winterfeldt, Phaniel Kaapama und Reinhart Kößler schlagen in ihren Beiträgen lange historische Bögen, welche die anhaltenden Wirkungen im Kolonialismus gebildeter Strukturen in der Gegenwart verdeutlichen: Winterfeldts materialistische Analyse eröffnet in groben Linien Leitfragen, um die Entwicklung der Sozialstruktur seit der kolonialen Integration in den globalen Kapitalismus zu untersuchen. Dabei

schlägt er vor, von der Arbeitsmigration auszugehen, die konstitutiv zu den vielschichtigen Rekonfigurationen von Ungleichheit in der postkolonialen Zeit beiträgt (160). Demgegenüber kann Kaapamas vergleichende Perspektive auf die Landfrage in vier ehemaligen Siedlungskolonien große Parallelen hinsichtlich der wirtschaftlichen und symbolischen Bedeutung der Landverteilung sowie der wenig an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientierten staatlichen Reformpolitiken aufzeigen, die in allen untersuchten Ländern außer in Namibia zu Aneignungen „von unten“ führten (205). Im besten Sinn einer verwobenen Geschichte betrachtet Kößler den Versöhnungsprozess nicht als interne namibische Frage, sondern zeichnet die Entschädigungsdebatte für den kolonialen Genozid über geographische Grenzen hinweg nach (216). Dabei widmet sich der engagiert für die überfälligen Konsequenzen aus der historischen Verantwortung Deutschlands eintretende Text eingehend der Rolle der deutschsprachigen NamibierInnen und ihrer reaktionären Sonderbeziehungen zur ehemaligen Kolonialmacht (217ff).

Im „kommunale Spannkkräfte“ überschriebenen Abschnitt zeichnet *Johann Müller* die grenzüberschreitenden Dynamiken von – nach ihrer Flucht vor dem Genozid von 1904 – im heutigen Botswana ansässigen Herero nach. Sowohl als GastgeberInnen für Flüchtlinge, die während der Apartheid Botswana durchquerten, als auch als Mitglieder der Befreiungsbewegungen nahmen sie aktiv an namibischer Politik teil. *Pamela Claasen* diskutiert in einer methodisch vielschichtigen Analyse, die Struktur- und Handlungsebenen verbindet, einen

hochkomplexen kommunalen Konflikt in der Kavango-Region.

Erfreulicherweise umfasst der Band mehrere Ansätze, die kulturelle Praktiken beleuchten. So analysiert *Napandulwe Shiweda* die visuelle Konstruktion der kolonialisierten „Anderen“ und ihrer Funktionalisierung für die lokale Umsetzung des Kolonialismus anhand von Kolonialphotographie. Ähnlich wie die Beiträge von *Memory Biwa* zu „Oral History“ und von Kößler zu kommunalen Erinnerungsereignissen interessiert sie sich dabei für die Präsenz der Geschichte in der Gegenwart. Sie berichtet, dass die Photographien den BewohnerInnen Omhedis (des Orts ihrer Anfertigung) nie zuvor gezeigt wurden (276) und die BetrachterInnen trotz des überwiegend gestellten Charakters der Bilder Personen und Praktiken wiedererkannten (274). Die Bilder aus den Archiven zurück an den Ort ihrer Entstehung zu bringen, wertet sie als einen Weg, sie in „nicht-verdinglichter Weise“ (276) sprechen zu lassen. In ihrem Beitrag entwickelt Biwa umfassende Überlegungen zu den Möglichkeiten, im Rechercheprozess des *Oral-History-Projects* über den Nama-Deutschen Krieg nicht die Befragungssituation der kolonialen Ethnologie zu reproduzieren und die Interviewten zu reinen InformantInnen zu degradieren (338). Stattdessen erprobt sie Methoden, die die widersprüchliche Mehrstimmigkeit historischer Erinnerung und die individuellen Strategien, die wiederaufgerufene Gewalt zu ertragen, sichtbar werden lassen. Weit mehr als nur eine Erweiterung der Archive, stellt ihr Beitrag die Hierarchisierung zwischen schriftlicher und mündlicher Tradierung in Frage (366) und eröffnet so Wege, die von den dominanten Narrativen

abweichenden Wertungen der Befragten in die Konstruktion der Geschichte zu integrieren.

Justine Hunters abschließender Beitrag über die Generalamnestie, die dem Transitionsprozess Namibias zugrundeliegt und die verwehrt, von den Menschenrechtsverletzungen zu sprechen, konzentriert sich auf die ehemaligen Gefangenen in SWAPO-Lagern in Angola und ihren oftmals unaufgeklärten Verbleib. Die Autorin verdeutlicht, dass ein Versöhnungsprozess, der auf Aufklärung im Sinne der südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission verzichtet, substantielle Gerechtigkeitsdefizite in der postkolonialen Gesellschaft fortschreibt.

Der auf einem 2009 ausgerichteten Workshop in Omaruru, Namibia, basierende Band kommt seinem Anspruch nach, die Arbeiten von NachwuchswissenschaftlerInnen – insbesondere aus dem südlichen Afrika – zu integrieren. Mehrere Texte beruhen auf Forschungen zu laufenden Dissertationsprojekten. In der Breite seiner theoretischen Ansätze und methodologischen Verfahren sowie der Vielfalt der Zugänge zu Versöhnungs- und Transitionsprozessen in Namibia auf kommunaler, regionaler, nationaler und transnationaler Ebene eröffnet er zahlreiche Perspektiven, die die Widerstände und Schwierigkeiten beleuchten, welche die als ein Beispiel für eine gelungene Transformation geltende namibische Gesellschaft durchziehen. Dennoch zeigt der Umstand, dass die Mehrheit der Beiträge – ungeachtet ihrer Qualität – von deutschsprachigen AutorInnen verfasst ist, ein anhaltendes strukturelles Problem an, das postkoloniale Züge trägt.

Lotte Arndt

Andrea Blumtritt: *Die Pluralisierung der Wege des Paares. Geschlechtsspezifische Dimensionen von Modernisierungsprozessen im translokalen Raum der Anden*. Berlin: edition tranvía 2009, 324 Seiten

Mit dem Fokus auf Paarbeziehungen geht die Autorin auf spannende Weise geschlechtsspezifischen – weiblichen und männlichen – Lebenswegen unter den Bedingungen der internen Migration in Bolivien nach. Ihre Grundthese lautet, dass es durch die forcierten Prozesse dieser Wanderungsbewegungen zu einer Transformation der Paarbeziehungen kommt; dies finde in der Veränderung von identitären Räumen und indigenen Ämtersystemen seinen emblematischen Ausdruck.

Referenzpunkt zur Vermessung der Veränderungsprozesse ist die Ämterlaufbahn in den ländlichen Aymara-Gemeinden, welche gemein hin als *thakhi*, Weg, bezeichnet wird, der nur von einem verheirateten Paar gemeinsam begangen werden kann. Diese von Paaren ausgeübten Ämter sind integraler Bestandteil des rotativen politischen und kulturellen Gefüges in den dörflichen Gemeinschaften. Während dieser Weg ursprünglich in festen Bahnen verlief, haben sich durch die Migration öffentliche Räume und die Möglichkeiten der Übernahme von Ämtern und Aufgaben – auch außerhalb der Herkunftsgemeinde – vervielfältigt.

Um die so entstehenden Transformationen zu erfassen, greift Andrea Blumtritt auf die an der Schnittstelle von *Cultural Studies* und Sozialanthropologie diskutierten Begriffe von

Mobilität, Raum und Kultur zurück, wobei sie diese im Sinne von Prozessen der Transkulturation und Hybridisierung als dynamisch und ständig in Bewegung auffasst. Durch die Migration komme es zu einer Erweiterung von Zuschreibungshorizonten und zur Vervielfältigung von identitären Strategien, die zu einer selbstreflexiven Veränderung von herkömmlichen Rollenmustern führten (35). Als problematisch erweist sich die Anwendung des Konzepts der Translokaltät. Im theoretischen Teil der Arbeit plädiert Blumtritt für ein relationales Verständnis von Ort und Raum, bei dem Mobilität und Zirkulation im Zentrum stehen. Allerdings setzt sie Translokaltät oft allein mit der Stadt-Land-Verbindung gleich, ohne weiter auf die Wechselwirkungen oder die globalen Beziehungen z.B. zu NGOs einzugehen.

Der empirische Teil der Arbeit stellt in narrativen Interviews acht – wie Blumtritt selbst bemerkt (23) – sehr heterogene Lebensläufe von Aymara-Frauen und -Männern der indigenen Großstadt El Alto vor. Diese biografischen Studien geben einen tiefen Einblick in die Vielfalt der Lebensentwürfe, Geschlechterrollen und geschlechtsspezifischen Partizipationsmöglichkeiten. So eindrucksvoll und interessant sie auch im Einzelnen sein mögen, so fehlt hier dennoch eine abschließende Betrachtung, die die Fragestellung, wie sich Geschlechterrollen, Ämterwesen und translokale identitäre Räume in Migrationsprozessen konstituieren, systematisierte und an die im ersten Teil erarbeiteten theoretischen Konzepte rückbände.

Olaf Kaltmeier

Gaim Kibreab: *Eritrea. A Dream Deferred*. Abingdon: James Currey, & Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2009 (= Eastern Africa Series), 420 Seiten

Fast gleichzeitig mit dem in der *PERIPHERIE*-Ausgabe 118/119 besprochenen, von David O’Kane und Tricia Redeker Hepner herausgegebenen Band *Biopolitics, Militarism and Development – Eritrea in the 21st Century* erschien das vorliegende Buch zu einer sehr ähnlichen Thematik. Der Autor ist Forschungsprofessor an der *London South Bank University*, deren Abteilung für Flüchtlingsstudien er leitet. Er hat seit ca. 20 Jahren eine ganze Reihe von Veröffentlichungen vorgelegt, überwiegend zu Flucht und Migration, Entwicklung, Umweltproblemen und Nachkriegssituationen in Afrika.

Das Buch bietet eine kritische Bestandsaufnahme der eritreischen Regierungspolitik und ihrer Folgen; es stellt die Quintessenz aus zwei Jahrzehnten Feldforschung und wissenschaftlicher Studien dar. Ziel ist es nachzuweisen, dass die mit der Unabhängigkeit versprochene gerechte und demokratische Gesellschaft nicht errichtet wurde und dass darüber hinaus die ehemalige EPLF-Führung und jetzige PFDJ-Regierung alle ihre Versprechungen gebrochen hat. Nach einer gestrafften Darstellung der Entwicklungen seit der Unabhängigkeit 1991 bzw. 1993, des so genannten Grenzkrieges mit Äthiopien 1998-2000 und der Situation nach den Ereignissen im September 2001 (Verhaftung der führenden Dissidenten) wählt Gaim Kibreab für seine Beweisführung beispielhafte Bereiche aus: Organisationen

der Zivilgesellschaft, Entwicklungspolitik und internationale Unterstützung, Privatwirtschaft und Parteunternehmen, politische Opposition und Diaspora.

Er zeigt, dass die Regierung – der Präsident und eine kleine Clique ihm völlig ergebener Kampfgenossen – allen ihren offiziellen Erklärungen zu Mitbestimmung und Partizipation der Bevölkerung, zur Rolle von Organisationen der Zivilgesellschaft und der Privatwirtschaft, zur Ausarbeitung und Ratifizierung einer demokratischen Verfassung und zu einem Mehrparteiensystem zum Trotz nie die Absicht hatte, diese Ziele zu verwirklichen. Vielmehr war ihre Politik von Anfang an darauf angelegt, alle Lebensbereiche unter vollständige Kontrolle zu bringen, koste es an Leben und Ressourcen, an Wirtschaftskraft, Sozialkapital und internationaler Anerkennung, was es wolle. Die Wurzeln dieser Politik reichen bis in den Unabhängigkeitskampf in den 1970er Jahren zurück. Obwohl Kibreab nicht auf das Konzept der Biopolitik zurückgreift, das die Autoren des oben genannten anderen Bandes zugrunde legen, interpretiert er die Politik der eritreischen Führung ganz in diesem Sinn.

Auch wenn der Präsident als der Hauptverantwortliche für die desastösen Entwicklungen erscheint, weist er nicht nur der Kämpfergemeinschaft, sondern auch der Bevölkerung eine Mitverantwortung zu. Denn diese habe der EPLF freiwillig die alleinige Macht überlassen als Dank dafür, dass sie das Land befreit und in die Unabhängigkeit geführt hat. Erschütternd sind in diesem Zusammenhang die Zeugnisse ehemaliger Kampfgefährten, die zu spät ihre Mitverantwortung als Mitglieder von Regierung und Parteiführung erkannten

und nach offener Kritik die namhaftesten Opfer der Repressionsmaschinerie wurden, die das Land seit dem 18. September 2001 erdrückt.

Angesichts spärlicher Archive und Statistiken stellen die vom Autor über Jahre geführten und offensichtlich sorgfältig protokollierten, ausführlichen Interviews mit VertreterInnen aller Bevölkerungsschichten – von HolzsammlerInnen bis hin zu Mitgliedern der Regierung – eine unerschöpfliche und unschätzbare Informationsquelle dar, die wohl keine noch so landes- und sachkundigen nicht-eritreischen ExpertInnen hätten erschließen können. Akribische Analyse offizieller Dokumente sowie von Interviews vor allem des Präsidenten, aber auch seiner engsten Mitarbeiter, die zum großen Teil in Tigrinya erschienen, bilden eine weitere wichtige Grundlage für eine kritische, wissenschaftlich begründete Bewertung, die durch offizielle Daten und Tabellen ergänzt wird. Der Band bietet eine Fülle von Erstinformationen, die in kaum einer anderen in letzter Zeit zu Eritrea erschienenen Publikation zu finden sind und die bereits bekannte Dokumente, wie den offenen Brief der G15-Dissidenten, aufschlussreich ergänzen.

Die Kapitel zu den verschiedenen Bereichen mit ihren theoretischen Exkursen eignen sich sehr gut zum Nachschlagen, wobei der ausführliche Index hilfreich ist. Gelegentliche Wiederholungen zu Themen wie Führungsstil der EPLF und der aktuellen Regierung, Grenzkrieg mit Äthiopien oder Menschenrechtslage sind dabei nicht störend, da sie unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden. Der untersuchte Zeitraum endet 2006. Auf Grund der zahlreichen statistischen

Angaben erscheint eine möglichst baldige Aktualisierung wünschenswert. Es ist ein beachtliches Werk eines wahrhaft „concerned scholars“, dem eine breite Leserschaft zu wünschen ist, hoffentlich in nicht zu ferner Zukunft auch in Eritrea selbst.

Eva-Maria Bruchhaus

Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.): *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh & Wilhelm Fink 2007, 1156 Seiten

Gegliedert ist das umfangreiche Nachschlagewerk nach Ländern und Migrationsgruppen. Die 17 Überblicksbeiträge über Migration nach Europa umfassen die Großregionen und Staaten der heutigen Europäischen Union sowie Osteuropas. Nicht behandelt werden europäische Auswanderungen in andere Teile der Welt, allenfalls werden ihre Wanderungsstrukturen benannt. Die rund 200 Migrationsgruppen reichen von den ägyptischen *Sans-Papiers* im zeitgenössischen Paris über irische Weinbrandhändler in der Charente sowie münsterländische Wanderhändler im 18. Jahrhundert bis zu Zwangsarbeitskräften in Deutschland und im von Deutschland besetzten Europa. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt konzeptuell in der historischen Migrationsforschung, nicht in der zeitgenössischen Migration. Dabei dominieren Beiträge zu Migration in/ aus Deutschland und den Niederlanden den Band ein wenig. Beides ist auf den deutsch-niederländischen Herausgeberkreis von vier Migrationshistorikern zurückzuführen.

Eingeleitet wird das Buch durch zwei Beiträge zur Konzeption und zur Klärung und Problematisierung migrationstheoretischer Begriffe und Konzepte. Die Enzyklopädie lässt sich durch ein strukturiertes Inhaltsverzeichnis (Ausgangsraum, Berufsgruppe/Migrationstyp, Zielgebiet und Zeit) sowie durch zwei Indizes (Wanderungsformen, Länder/Regionen/Orte) gut erschließen. Unter den Beiträgen finden sich zudem Verweise zu benachbarten Schlagworten. Diese Struktur ist durchdacht und übersichtlich. Andererseits hat sie den Nachteil, dass gemeinsame Strukturelemente der Migrationen, Kategorien wie länder- und gruppenübergreifende Migrationsregime und transnationale Prozesse nicht behandelt werden. Der konzeptionelle Eingangsartikel versucht dieses Defizit durch Abschnitte zu Migrationsregimen, Wanderungssystemen und zur Eingliederung aufzufangen, allerdings wäre eine eigene Systematik dieser übergreifenden Aspekte – auch im Sinne eines theoretisch-konzeptionellen Erkenntnisgewinns – wünschenswert gewesen.

Um einen Eindruck vom Charakter der Beiträge und der Komposition der Enzyklopädie zu geben, gehe ich im Folgenden auf einen quer liegenden Aspekt ein, nämlich irreguläre Migration, der sich etwa zehn Beiträge widmen. Die AutorInnen präsentieren zum Teil sehr detaillierte Ergebnisse ihrer ethnographischen und historischen Studien, so beschreibt der Beitrag zu den ägyptischen *Sans-Papiers* in Paris von *Detlef Müller-Mahn* die Wanderungsmotive, sozialen Netzwerke und Migrationsbedingungen einer Personengruppe aus einem Dorf im zentralen Nildelta. Der Artikel über die marokkanische

irreguläre Migration nach Spanien seit dem Ende des 20. Jahrhunderts (*Mohand Tilmatine*) hingegen geht abstrakter auf die Migrationsprozesse und die politischen Reaktionen im Herkunfts- und Zielland ein. Noch expliziter thematisiert *Rutvica Andrijasevic* in der Darstellung der ost-, ostmittel- und südosteuropäischen Migration von Prostituierten seit den 1980er Jahren die politischen Diskurse und das Zusammenspiel von repressiver Migrationspolitik und der Zunahmen irregulärer Einwanderung. Zu den wenigen Beiträgen, die sich mit der Migration von Frauen befassen, gehört die Analyse von *Felicitas Hillmann* über Peruanerinnen und ihr von (irregulärer) Kettenmigration geprägtes Migrationssystem im zeitgenössischen Italien.

Dass irreguläre Migration nicht erst ein Phänomen der letzten zwanzig Jahre ist, zeigt die Beschäftigung mit der portugiesischen Arbeitsmigration seit den 1950er Jahren (*Marcelo J. Borges*). Während in Westeuropa eine restriktive Immigrationspolitik viele

PortugiesInnen illegalisierte, begrenzte Portugal die legale Auswanderung, um möglichst hohe Rücküberweisungen zu begünstigen und die Abwanderung von SpezialistInnen zu verhindern.

Die Beiträge zur irregulären Migration gehen leider nicht weiter in die Vergangenheit zurück und lassen die Frage offen, seit wann und wie MigrantInnen zu irregulären MigrantInnen wurden. Auch die Geschichte von Grenzen, Grenzkontrollen und die Einführung von Pässen, die allesamt MigrantInnen potenziell zu irregulären MigrantInnen machen, findet keine Erwähnung. Die Aussparung dieser Punkte ist der Konzeption der Enzyklopädie mit dem Ordnungskriterium Gruppen geschuldet. Nichtsdestotrotz bietet das Werk einen sehr zu empfehlenden reichhaltigen Wissensfundus, der bislang so komprimiert nicht an einem Ort zu finden war. Eine englische Ausgabe der Enzyklopädie erscheint 2011 bei Cambridge University Press.

Helen Schwenken

Eingegangene Bücher

- Adekeye Adebajo: *The Curse of Berlin: Africa After the Cold War*. London: Hurst Publishers 2010, 384 S.
ISBN: 9780231702003
- Amפוfo, Akosusa Adomako, & Signe Arnfred (Hg.): *African Feminist Politics of Knowledge. Tensions, Challenges, Possibilities*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2009, 232 S.
ISBN: 9789171066626
- Basler Afrika Bibliographien: *Jahresbericht 2009 – Annual Report*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2010, 56 S.
ISSN: 1424-2931
- Berger, Wilhelm; Brigitte Hipfl; Kirstin Mertlitsch & Viktorija Ratkovic (Hg.): *Kulturelle Dimensionen von Konflikten. Gewaltverhältnisse im Spannungsfeld von Geschlecht, Klasse und Ethnizität*. Bielefeld: transcript 2010 (= Kultur & Konflikt), 198 S.
ISBN: 9783837613674
- Braun, Reiner; Fritz Brickwedde; Thomas Held; Eberhard Neugebohm & Ole von Uexküll (Hg.): *Kriege um Ressourcen. Herausforderungen für das 21. Jahrhundert*. München: oekom verlag 2009, 256 S.
ISBN: 9783865810939
- Coker, Christopher: *Barbarous Philosophers: Reflections on the Nature of War from Herclitus to Heisenberg*. London: Hurst Publishers 2010, 288 S.
ISBN: 9781849040891
- Epping, Volker; Christiane Lemke & Alim Baluch (Hg.): *Europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik. Anspruch oder Wirklichkeit?* Berlin: LIT 2010, 242 S.
ISBN: 9783643105066
- Eriksson Baaz, Maria, & Maria Stern: *The Complexity of Violence: A critical analysis of sexual violence in the Democratic Republic of Congo (DRC)*. Stockholm: Sida & Uppsala:

- Nordiska Afrikainstitutet 2010 (= Sida Working Paper on Gender Based Violence), 70 S.
ISBN: 9789158641358
- Förster, Larissa: *Postkoloniale Erinnerungslandschaften. Wie Deutsche und Herero in Namibia des Kriegs von 1904 gedenken*. Frankfurt a.M. & New York (NY): Campus 2010, 390 S.
ISBN: 9783593391601
- Friends of Nature; Institute of Public and Environmental Affairs (IPE) & Green Beagle: *Chinesische NRO kritisieren die IT-Industrie: Schwermetalle außer Kontrolle*. Essen: Asienstiftung für das Asienhaus Essen 2010, 48 S.
ISBN: 9783933341488
- Hilgers, Irene: *Why Do Uzbeks have to be Muslims? Exploring religiosity in the Ferghana Valley*. Münster: LIT Verlag 2009, 192 S.
ISBN: 9783643101761
- Kihui, Faith: *Women as Agents of Democratisation. The Role of Women's Organisations in Kenya (1990-2007)*. Münster: LIT Verlag 2010, 248 S.
ISBN: 9783643103420
- Kuß, Susanne: *Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Berlin: Ch. Links 2010, 500 S.
ISBN: 9783861536031
- Meisterhans, Nadja: *Menschenrechte als weltgesellschaftliche Herrschaftspraxis. Zur Konstitutionalisierung und Demokratisierung des Weltrechts*. Baden-Baden: Nomos 2010, 151 S.
ISBN: 9783832951255
- Middell, Matthias, & Ulf Engel (Hg.): *Theoretiker der Globalisierung*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, 475 S.
ISBN: 9783865834591
- Nduka-Agwu, Adibeli, & Antje Lann Hornscheidt (Hg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2010, 559 S.
ISBN: 9783860996430
- Perraudin, Michael, & Jürgen Zimmerer (Hg.): *German Colonialism and National Identity*. New York (NY) & London: Routledge 2011, 340 S.
ISBN: 9780415964777
- Rothermund, Dietmar: *Gandhi und Nehru. Zwei Gesichter Indiens*. Stuttgart: Kohlhammer 2010 (= UTB 656), 258 S.
ISBN: 9783170213425
- Schade, Jeanette: *Soft Superpower. Die Rolle der Zivilgesellschaft in der US-Außen- und Entwicklungspolitik*. Baden-Baden: Nomos 2010, 582 S.
ISBN: 9783832957131
- Schmidt, Dierk: *The Division of the Earth. Tableaux on the Legal Synopsis of the Berlin Africa Conference*. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König 2010, 327 S.
ISBN: 9783865608024
- Schulz, Dorothea, & Jochen Seebode (Hg.): *Spiegel und Prisma. Ethnologie zwischen postkolonialer Kritik und Deutung der eigenen Gesellschaft*. Hamburg: Argument 2010, 382 S.
ISBN 9783867543095
- Stockmann, Reinhard; Ulrich Menzel & Franz Nuscheler: *Entwicklungspolitik. Theorien – Probleme – Strategien*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2010, 528 S.
ISBN: 9783486589986
- Südwind e.V. – Institut für Ökonomie und Ökumene & Ökumenisches Netz Rhein Mosel Saar (Hg.): *Schutz der Arbeit in Partnerschaftsabkommen mit China? Fallbeispiele Adidas, Metro und Aldi*. Siegburg: Südwind e.V. 2010, 96 S.
ISBN: 9783929704525
- Van Wolputte, Steven, & Mattia Fumanti (Hg.): *Beer in Africa. Drinking spaces, states and selves*. Münster: LIT Verlag 2010 (= Afrikanische Studien/African Studies, Bd. 36), 336 S.
ISBN: 9783825812577